Alte und neue Geschichten

aus Bayern.

Von

Herman Schmid.

Fünfter Band.

Die Brautschau. — Die Unsterblichen.

Leipzig

Ernst Keil.

1869.

Die Brautschau.

1. Die Sichelhenk'.

Die Sonne hatte sich geneigt; wie ein Goldstrom fluthete es von der Ebene durch die breit sich öffnende Thalmündung herein in die traute Bergeinsamkeit, in welcher der Schliersee sich lieblich eingebettet hat. Am Fuße der Berge, in den Obsthainen des Dorfes und der zerstreuten Einzelhöfe dämmerte es schon stark, aber die höheren Halden zu beiden Seiten hinan waren noch hell genug, daß die herbstlich roth gefärbten Buchenwipfel wie mächtige Blumenbüschel aussahen, mit denen das Tannengrün der Wälder besteckt war. Die Gipfel der Berge, der breite Rücken der Rohn und der scharfe Zackengrat des Jägerkamms glänzten im letzten Strahle eines schon erlöschenden Alpenglühens; klar, duftig, hell und kühl wölbte sich der andunkelnde Abendhimmel darüber, mit manchem aufblitzenden Sternlein geziert, und all' das Glühen und Dunkeln, das Licht und die Nacht, Höhe und Tiefe spiegelte sich wieder in der Fläche des See's, gleich als wär' er ein fühlend Menschenherz, das Erd' und Himmel aufgenommen und in sich vereinigt habe.

Die Ruhe und Stille eines sanften Entschlummerns waltete in der ganzen Landschaft; nichts war zu vernehmen, als hier und da ein Ton, der sich anhörte wie ein im Be=

ginn unterbrochenes oder halb verwehtes Glockenläuten. Er kam von der Anhöhe herab, wo aus dichten Obstbaumwipfeln sich Giebel und Altane eines stattlichen Bauernhauses emporhoben; vor demselben auf der Gräd' saß ein alter Mann, an dem dort überall angebrachten Steinwürfel, in welchem ein Stück Eisen eingelassen ist, um ihn als Ambos brauchbar zu machen. Der Alte hielt eine Sense über das Eisen und „dengelte" sie mit kunstgerechten Hammerschlägen, ihr die bei der Arbeit abgenutzte Schärfe wiederzugeben.

Um das Haus herum und in ihm war es nicht minder still als in der Umgebung; alle häusliche und ländliche Arbeit schien gethan, wie am Vorabend eines Festtages, wo die Feierstunde wohl ein wenig früher zu schlagen pflegt: der mächtige Rauch, der aus dem Schornsteine aufwirbelte, bestätigte die Vermuthung und schien anzudeuten, daß man auch in der Küche tüchtig daran war, zu etwas Ungewöhnlichem zu rüsten. Die Emsigkeit des Alten in der allgemeinen Ruhe hatte etwas Sonderbares, aber so eifrig er auch über seiner Sense her war, mochten seine Gedanken doch anderwärts umherwandern, denn es geschah, daß die Hammerschläge zeitweise immer langsamer wurden. Dann ließ er den Hammer auch wohl völlig sinken, horchte forschend um sich und blickte nach der Richtung der Landstraße hin, die sich hell und schmal durch den Thalgrund heranschlängelte. Manchmal hielt er sogar die Hand über die Augen, als wäre das Blenden der Abendsonne daran schuld, daß er nichts sehe.

„Weit und breit keine Spur," murrte er dann grollend vor sich hin, „es ist schier nimmer zu machen mit dem Loder, dem nichtsnutzigen! Ich werd' ihn einmal tüchtig in's Gebet nehmen müssen."

Dann griff er wieder zu, und als hätte er den Erwarteten schon vor sich, schwang er den klingenden

Hammer tüchtig und ließ die Sense seinen Unmuth entgelten.

Der Mann mochte ein Sechsziger sein; wenn er arbeitete, sah er gebeugt aus, und das vollständig weiße Haar ließ ihn älter erscheinen; richtete er sich aber auf, dann war nicht zu verkennen, daß in der hagern, sehnigen Gestalt noch Kraft und Rührigkeit wohnte, und unter den etwas wirren buschigen Haaren und Brauen funkelten ein paar entschlossene Augen, als wäre der Mann an's Befehlen gewöhnt und nicht recht geartet, Widerspruch zu ertragen.

Ueber dem Hämmern bemerkte er nicht, daß auf dem am Fuße der Anhöhe hinziehenden Fahrwege ein Bursche herangegangen kam; Rechen und Heugabel über seiner Schulter und der Wasserkrug in seiner Hand zeigten, daß er vom Felde kam und den Tag bei der Arbeit im Freien verbracht hatte. Er blieb stehen und sah eine Weile zu dem Alten hinauf.

„Mach' Feierabend, Brunnhofer!“ rief er, als dieser über seiner Sense ihn nicht gewahr ward oder nicht gewahr werden wollte. „'Bet-Läuten ist schon vorbei, heut' wirst Du's auch nicht mehr erreißen, und wenn Du noch so d'rauf los dengelst. . .“

„Geh' Deine Weg', Michel,“ brummte der Alte, „kümmer' Dich nicht um and're Leut'; ein Jedes thut, wie's ihm taugt.“

„Hoho,“ rief der Bursche lachend entgegen, „ist wieder einmal Sturm im Kalender? Man wird doch noch mit den Leuten reden und sich verwundern dürfen. Die Ernt' ist vorbei, Rechen, Gabel und Sichel hat jetzt Ruh' bis über's Jahr, jetzt muß die Drischel her, und Du hau'st auf Deine Sense los, als wenn's in aller Früh' zum Haberschneiden geh'n sollt'. . .“

Der Alte brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen nud hämmerte noch stärker.

„Ich geh' schon," lachte der Bursche wieder, „will Dich nicht irr' machen in Deiner Geschäftigkeit, ich wollt' nur wissen, ob der Sylvest nicht am Abend in's Dorf hin- über kommt zum Wirth! Morgen ist Sichelhenk': die wollen wir antrinken, von der Schrannen muß er ja doch schon lang' daheim sein. . ."

Die Worte des Burschen mußten den Alten an der wunden Stelle getroffen haben; er sprang auf, schleuderte die klirrende Sense vor sich auf den Boden, den Hammer nebenan in's Gras und schien den unwillkommenen Frager in noch derberer Weise abfertigen zu wollen, aber er kam nicht dazu. Ein Zweiter, ein älterer Bauersmann, war mit bestaubten Schuhen, den Bergstock in der Hand und den Zwerchsack auf dem Rücken, die Straße herangewandert und hatte die letzten Worte mit angehört.

„Wenn Ihr auf den Vest'l warten wollt," sagte er, ebenfalls stehen bleibend, „dann dürft Ihr Euch die Weil' nit lang werden lassen! Das kann hübsch spat werden, bis er kommt!"

„Warum?" rief Brunnhofer und trat rasch an das Geländer vor, das den Abhang des Bauernhauses gegen die Straße hin eingrenzte. „Was ist's mit dem Vest'l, Grieshuber? Wo bleibt er so lang'? Ist ihm 'was passirt etwa?"

„Passirt?" erwiderte der Bauer. „Nein, so viel ich von der Sach' versteh', ist er ganz lustig und alert wie alleweil . . ."

„Aber, wo ist er denn? Wo bleibt er so lang'?"

„Na, na, brauchst Dich nit gleich zu sorgen und zu ängstigen," rief der Bauer mit einem schnellen Seitenblicke auf den Burschen, den dieser mit spöttischem Lächeln des Einverständnisses erwiderte; es galt, den mürrischen Em-

pfang des Alten durch eine derbe Neckerei zu vergelten. „Weiß wohl und sagt's auch alle Welt, daß Du den Buben, Deines Bruders Sohn, gern hast und in ihn hineinschaust, wie in einen Spiegel, aber mußt Dich nit gleich kränken wegen seiner! Das Buberl' ist doch nimmer so gar klein, daß er auf der Schrannen oder unterwegs verloren geh'n könnt' mitsammt dem 'Treidwagen und den zwei Schweißfuchsen davor! Die Fuchsen sind wohlauf — in jedem Fall!"

Der griesgrämige Brunnhofer hätte für sein Leben gern mit einer Grobheit erwidert, die ihm schußfertig auf der Zunge saß, aber er hielt mit Anstrengung an sich, er wollte erfahren, welche Nachrichten der Mann von dem Erwarteten brachte.

„Meine Fuchsen," sagte er, „was ist's mit denen?"

„Die Fuchsen, ja — die hab' ich geseh'n," sagte der Bauer mit verschmitztem Zögern, „ich bin auch in Holzkirchen auf der Schrannen gewesen, hab' ein Kalbel hingetrieben . . . aber es ist nichts zu machen mehr! Die Ernt' ist heuer gut ausgefallen, es giebt Getreid' in Ueberfluß, das Korn ist wieder heruntergegangen, der Bauer kann nichts verdienen mehr bei den schlechten Zeiten!"

„Aber der Vest'l?" drängte Brunnhofer. „Aber meine Fuchsen, will ich sagen . . ."

„Ja so — die hätt' ich bald vergessen! Die hab' ich über'n Markt traben sehen — es ist ein schön's Paar Schweißfuchsen, frisch und rund, es thät kein Tropfen Wasser d'rauf halten. Der Vest'l muß sein 'Treid' schon verkauft gehabt haben, denn er ist auf dem Wagen droben g'standen und hat die Ross' tanzen lassen, daß die Leut' nur so steh'n geblieben sind vor Verwunderung . . ."

In den Zügen des geschmeichelten Alten tauchte ein zufriedenes Schmunzeln auf; der Andere fuhr fort:

„Ich bin erst viel später fort von Holzkirchen, hab'

noch ein Geschäft abmachen müssen beim Seid'lbräu, dann bin ich langsam meinen Weg heimgetappt, hab' mich auch in Miesbach noch ein Bissel verhalten; es ist schier duster 'worden, wie ich vor den Markt herausgekommen bin. Und wie ich so dahin marschir', seh' ich auf einmal auf einem grünen Grasfleck'l neben der Straß' Roß und Wagen steh'n. Schau, hab' ich mir 'denkt, das wäre bald ein Paar Rösseln, wie dem Brunnhofer seine Schweißfuchsen; und richtig, wie ich näher hinkomm', sind sie's auch wirklich gewesen ..."

„Meine Fuchsen? Aber wo — wo?"

„No, no — es war kein gefährlicher Ort! Sie haben auf dem grün' Fleck'l gegras't und haben sich's wohl sein lassen!"

„Aber wo?" rief der Alte ungeduldig. „Und ist kein Mensch dabei gewesen?"

„Keine sterbliche Seel'! Das hat's auch nit nöthig gehabt: die Fuchsen sind ja lampelfromm ... und was hätt' ihnen denn auch passiren können? Du weißt ja das schöne grüne Grasfleck'l an der Schlierach, wo der Weg hinauf geht nach Agatharied ..."

„Was? Bei der Schenk'? Bei dem Staudenhäus'l?"

„Richtig! Wie Du Dich gut auskennst, Brunnhofer! ... Schau', hab' ich mir da so 'denkt, wird doch dem Best'l nichts passirt sein, weil Roß und Wagen da so allein steht? Ueber dem — so geh' ich in meinen Gedanken zu dem Staudenhäus'l hin — da hab' ich's aber schon von Weitem gehört, daß es kein Unglück abgegeben hat, und daß es lustig hergeht! Da hab' ich Juchezen hören und Schleifen, wie wenn man tanzen thut, und ein Klankenett (Clarinette) hat 'pfiffen dazu, daß es nur so gehällt hat!"

„Hab' ich mir's nit denkt?" murrte der Alte. „Der Musikanten-Hallunk' ist wieder dabei!"

„Da bin ich zum Staudenhäus'l hin und hab' zum Fenster hineing'schaut, da ist der Klankenetten-Muck'l auf der Bank g'sessen und hat aufgespielt, daß ihm die Backen hätten aufspringen mögen; der Vest'l aber hat die Kellnerin um die Mitt' g'habt und hat gejuchezt und gestampft und Langaus 'tanzt, daß der Staub davon g'flogen ist!"

Der alte Brunnhofer hatte sich, um seinen Verdruß zu verbergen, mit seiner Tabakspfeife zu schaffen gemacht, er schlug in einemfort Feuer, aber so sehr Stahl und Stein knirschten, so munter die Funken blitzten — der Zunder schien naß geworden zu sein und wollte hartnäckig nicht brennen. „Stern-Sacra," rief er jetzt ärgerlich, „bring' ich denn heut' kein Feuer zuwegen?"

„Zu was denn, Brunnhofer?" sagte der Bauer, der sich mit dem Burschen zum Fortgehen wandte. „Kannst ja bei Dir selber anzünden, im obern Stock! Da brennt's hellauf, was ich mein'! Na, gute Nacht, Brunnhofer, nix für ungut, und laß Dir fein die Weil' nit lang werden, mit'm Warten!"

Lachend gingen die Beiden ihrer Wege; der Alte sah ihnen nach, bis sie im Gebüsch an der Ecke verschwunden waren. Dann begann er in scheltenden Worten das Herz zu erleichtern. „Stern-Sacra," wetterte er in sich hinein, „ist das ein Kreuz mit dem Buben! Nicht genug, daß er den ganzen Tag herumzigeunert, wie ein Scheerenschleifer, daß er nicht heimkommt zur rechten Zeit, daß er meine Prachtfuchsen auf der Straße stehen laßt — auslachen muß man sich auch noch lassen von den Leuten! Wenn mir eins von den Rossen verschlagen thät' oder steif werden, wo nehmet' ich wieder ein solches Paar'l her . . . aber jetzt soll's aus einem andern Ton gehen! Jetzt will ich meinen Kopf aufsetzen und, wenn er heimkommt, einmal ein Wört'l mit ihm reden auf gut Deutsch!"

Einen Blick warf er noch in die immer mehr ver-

dämmernde Landschaft, dann ging er langsam dem Hause zu; der offene Hausgang, an dessen Ende sich die Küche befand, war jetzt von dem Herdfeuer beleuchtet und sah so wohnlich und gastlich aus, daß es den Vorübergehenden wohl anheimeln mochte, verweilend einen Blick hinein zu werfen oder wohl gar einzutreten in das bequeme, behäbige Haus. Der Brunnhofer war zu unwillig, einen solchen Eindruck zu empfangen, auch hatte er kaum drei Schritte gethan, als ihm neuer Aerger entgegen kam. Am Herde schlug plötzlich eine helle Lohe auf, eine Dampfwolke stieg empor und wälzte sich brenzlich in den Hausgang.

„Stern-Sacra," schrie er, durch den Qualm in die Küche stürmend, „willst mir wohl das Haus über'm Kopf anzünden, Schwagerin? Kannst nit besser umgeh'n mit der Sach'? Meinst wohl, das Schmalz kost' nichts, weil Du's nur herausstechen darfst aus dem Hafen?"

„No, no," entgegnete die Hauserin, eine stattliche Frau mit freundlich gerundetem, geröthetem Angesicht. „Ich hab' schon die letzte Lag' Küchel in der Pfann'; wegen dem Bröckel Schmalz, das mir unversehens von der Gabel gefallen ist, wird dem Faß der Boden noch nicht aus sein! Der Schwager macht halt aus jeder Mucken einen Elephanten!"

Der Brunnhofer hatte einen Spahn ergriffen und endlich die Pfeife in Brand gesetzt. „Hab' ich etwa nicht Ursach' dazu?" rief er paffend und dampfend. „Wegen dem Bröckel Schmalz kann der ganze Hof in Rauch aufgehen! Und nachher — das ist ja ein ganzer Berg von Kücheln, die da gebacken werden! Will mich die Schwagerin auf die Gant bringen, daß sie so in den Tag hinein haust?"

Die Frau ließ sich durch das Schelten nicht irre machen und fuhr ruhig fort, die Pfanne über dem Feuer zu schütteln, worin die letzte ‚Richt' des schneeweißen Gebäcks sich verlockend zu bräunen begann. „Es ist nicht um ein Stück

mehr, als allemal gebacken worden sind!“ sagte sie ruhig. „Wenn's dem Schwager zu viel ist, hätt' er's nur sagen brauchen . . . ich hab's nit wissen können, daß es dem reichen Brunnhofer die Küchel nimmer leid't zur der Sichelhenk'!“

„Willst mich noch foppen auch noch zu all' mein' Verdruß?“ rief der Bauer. „Und ich sag' der Schwagerin, es muß anders werden; es ist nirgends keine Ordnung im Haus und nirgends kein Respect!“

Die Schwägerin sah ihn einen Augenblick seitwärts an, als wolle sie eine gereizte Antwort geben, dann wandte sie sich achselzuckend ab und fuhr fort, die Küchel auf der zweizinkigen Gabel abtropfen zu lassen und zu dem schon aufgethürmten Berge zu häufen. „Dann thät' ich's halt ändern, wenn ich der Schwager wär'!“ sagte sie kaltblütig. „Ich mein', ich hätt' ihm die zehn Jahr' her, seit die Schwester todt ist, Haus und Hof wohl zusammen gehalten — wenn's dem Schwager aber nimmer taugt, darf er's nur sagen; ich kann alle Stund' geh'n und weiß wohin! Und wenn man keinen Respect vor'm Schwager hat, wird's wohl sein, weil er sich kein' verschaffen kann!“

„Oho, ich werd' mir ihn schon verschaffen! Ich werd'! Es ist nur, weil ich zu gut bin gegegen Euch Alle mit einander und besonders gegen den Lumpaci, den Vest'l!“

„Aha, blast der Wind wieder einmal aus dem Eck? Hätt' mir's einbilden können! Der verflixte Bub', was hat er denn schon wieder 'than?“

„Gethan?“ rief der Brunnhofer und dampfte wie unsinnig. „Das ist ja eben das Kreuz, daß er nichts thut! Nichts als auf d' Jagd laufen und auf alle Scheibenschießen 'rumfahren!“

„Weil er halt der beste Schütz ist weit und breit, und weil ihn der Forstner überall dabei haben will!“

„Oder gar mit dem Stutzen herum spazieren geh'n und den Officier spielen!"

„Weil er der sauberste Bursch' ist von Allen, und weil ihn die Bergschützen halt durchaus als Corporal gewollt haben . . ."

„Bei Nacht und Tag nit heimgeh'n . . ."

„Aber d'Arbeit ist doch allemal gescheh'n, wann's sein muß, und wie sich's gehört."

„Nichts als Händel anfangen! Aufbegehr'n, wenn ihm Einer eine schiefe Red' giebt, und noch gar d'reinschlagen!"

„Ja, das ist wahr," sagte die Hauserin beistimmend, „das hat er erst neulich wieder gethan, wie's auf den Schwager Trutzg'sangeln g'sungen haben!"

„Was? Trutzg'sangeln auf mich? Wer hat das 'than? Wo ist das gewesen?"

„Wo wird's gewesen sein? Am Lienhardi-Tag drinnen im Neuhaus bei'm Bocksteffel! Da waren Marbacher Burschen an dem einen Tisch, und der Vest'l, der just vom Josephsthal heraus'kommen ist, am andern. . . Da haben sie ang'fangen, Trutzliedeln auf einander zu singen, und haben über einen gewissen Bauern g'spöttelt, der im Frühjahr auch einmal mit'gangen ist auf die Jagd und hat einen Baumstamm für einen Rehbock ang'schaut. . . ."

„Stern-Sacra!" murrte Brunnhofer und biß auf seine Pfeife.

„Der Vest'l aber," fuhr die Hauserin fort, „hat's nit gelitten und hat's den Burschen abgeboten . . . die haben ihn ausgelacht, weil sie die Mehreren gewesen sind, ihre Sieben oder Acht über Einen. Der aber ist nit faul gewesen und hat frisch angepackt. ‚Wer mein' Vetter schimpft, der schimpft mich,' hat er g'rufen, und in fünf Minuten ist die Stuben ausg'räumt gewesen, und die Marbacher

sind draußen g'legen, als wenn s' ihrer Lebtag' nit g'stand'n wär'n!"

Der Alte erwiderte nichts; er dampfte gemächlicher und stopfte mit dem Finger die Gluth in der Pfeife nieder. Er war sichtlich geschmeichelt und innerlich erfreut über des Burschen Kraft und Entschlossenheit, und daß er so entschieden für ihn eingestanden, allein der Unmuth war noch zu groß, als daß er vermocht hätte, es zu gestehen.

„Da haben wir's ja!" polterte er, aber merklich milder. „Das ist ja, was ich sag'! Ihrer Sieben oder Acht über Einen! Wie leicht hätt' das ein Unglück abgeben können! Aber es muß anders werden, hab' ich g'sagt, und ich halt's!"

Die Hauserin hatte indeß ihr Geschäft beendet, das Feuer gelöscht und war eben daran, die mächtige Eisenpfanne wieder blank zu scheuern. „Mein, mein!" rief sie dazwischen. „Es hat keine so große Gefahr mit dem Vest'l! Und wenn nit Alles wär', wie's sein sollt', wer wär' daran schuld, als der Schwager selber? Er hat den Buben in's Haus g'nommen und hat ihn verzogen und verwöhnt und in ihn hineingeschaut, wie in ein' Spiegel!"

„Was hätt' ich denn sonst thun sollen, Schwagerin? Ist er nit das Kind von meinem Bruder und ein armer Narr gewesen dazu? Ich bin ein alter einschichtiger Mann, ich hab' keine andern Blutsfreund' — Deine Schwester, mein braves Weib, ist auch schon lang' heim'gangen."

„. . . Tröst's Gott . . ." sagte die Hauserin und faltete die Hände.

„D'rum," fuhr der Alte fort, „und weil unser Herrgott mir keine Kinder vermeint hat, haben wir den Buben bei uns behalten, und ich hab' mir vorgesetzt, er sollt' einmal Brunnhofer werden, sollt' Alles haben und mir einmal die Augen zudrücken, als ein richtiger Bauer und als ein

braver, ordentlicher Mensch. . . Aber wenn's so fortgeht, und er kommt auf den Hof, so kommt sein Camerad, der Musikant, der Clarinetten-Muck'l, mit ihm und die Jäger alle und die Schützen, dann geht das Loderleben erst recht an, und eh' ein paar Jahrl'n vergeh'n, ist der ganze prächtige Hof verblasen und verschossen und verjubilirt, und der Lump ist fertig oder der Bettelmann!"

„So arg wird's auch nit werden, Schwager!" erwiderte begütigend die Hauserin. „Mit den Jahren kommt der Verstand . . . das wird halt im Blut stecken! Das wird er von seinem Vater haben! Der ist ja auch auf und davon und hat den schönen Hof hinten gelassen, blos von wegen dem lustigen Leben beim Militari. . ."

„Still, Schwagerin," unterbrach sie der Alte und blickte um sich, als sei ein gefährliches Wort gesprochen worden, und als wollte er sich überzeugen, daß Niemand zugegen, der es belauscht haben könnte . . . „still! Keine solche Red' mehr — wann Sie wüßt', wie sehr Sie dem Todten damit Unrecht thut, Sie thät' ihrer Lebtag' das Maul nimmer so weit aufmachen . . . Aber ich kann's der Schwagerin jetzt wohl sagen! Jetzt ist's besser, sie erfahrt, was ich die Zeit her alleweil bei mir behalten hab' . . . vielleicht ist sie nachher meiner Meinung und hilft mir . . ."

„Da bin ich doch neugierig!" sagte die Hauserin, nahm einen mächtigen Wollstrumpf zur Hand und machte sich zum Zuhören und Stricken bereit.

„Die Schwagerin weiß wohl," begann der Alte, „es sind unser zwei Brüder gewesen auf dem Brunnhof — der Andrä, das war der Aeltere, der einmal den Hof hätte kriegen sollen — und ich. Es sind schwere Kriegszeiten gewesen dazumal — die Leut' waren rar, und die Güter wohlfeil, und der Brunnhof war heruntergekommen; es hat für mich nit viel And'res herausgeschaut, wie meiner Lebtag' als Bauernknecht herumdienen oder auch Soldat werden.

Wär' auch schier so gekommen! Der Vater ist alt gewesen und hat in die Ruh' verlangt und wollt' dem Andrä den Hof übergeben. Der hat sich eine Heirath aussuchen sollen, und das ist ihm nit schwer g'fall'n, er hat ja schon lang' einen Schatz g'habt — ein saubres, braves Dirnd'l, aber auch ein bissel von der armen Seiten . . . Das wär' Alles noch gar nit schlimm gewesen — aber da ist das Unglück 'kommen: das Madel ist weggestorben Knall und Fall und mitten im Brautstand und hat den Bruder allein zurückgelassen mit einem verschuld'ten Hof und — mit ein' Kind ohne Mutter. . ."

Die Hauserin sah vor sich hin; die Nadeln standen still — sie ließ vergangene Tage innerlich an sich vorüber ziehen.

„Ich denk's noch wohl," sagte sie dann nickend, „es war um dieselbe Zeit, wo der Schwager mit der Nothburg, der Schwester selig, angebandelt hat. . . O du heiliges Kreuz, was hab' ich Verdruß und Herzleid aussteh'n müssen wegen Euch Zwei!"

„Ja, ja — eine betrübte Zeit!" sagte Brunnhofer. „Aber schön ist's doch gewesen . . . was gäb' ich d'rum, wenn ich die gute Nothburg aus der Gruben holen könnt'. . ."

Die Pfeife war ihm ausgegangen; er legte sie neben sich auf die Bank, neigte sich leise vor und faltete nachsinnend die Hände über den Knieen. „Ist mir auch, als wär's gestern, daß ich das erste Mal mit ihr getanzt hab' auf dem Miesbacher Kirchweih', und als wär's gar nit wahr, daß sie gestorben ist, und sie müßt' jeden Augenblick herein kommen bei der Thür und mich anlachen, wie dazumal . . . Nachher," fuhr er nach kurzem Innehalten erzählend fort, „nachher ist ein Befehl heraus'kommen vom König, es hat neue Mannschaft fort müssen in den Krieg, und das hat mich auch getroffen — denn es ist nimmer

erlaubt worden, daß man sich einen Mann stellen darf, und ich hätt' auch das viele Geld nit gehabt dazu! — So bin ich halt noch hinüber zu meiner Seligen und hab' ihr B'hüt Gott sagen wollen für die Ewigkeit, denn an ein Wiederkommen war nicht zu denken, und wenn auch — für mich wär' doch keine Aussicht gewesen bei der reichen Bauerntochter . . ."

„Ja, ja, dasselb' ist schon wahr," nickte die Schwägerin, „der Vater hätt's niemals zu'geben, niemals nit!"

„Das haben wir auch eing'seh'n, ich und die Rothburg, und haben Abschied genommen von einander, an einem Waldspitz vor einer kleinen Feldcapellen, und haben geflennt, daß sich ein Stein hätt' erbarmen können. Wie wir dann aus einander sind, bin ich in meiner Betrübniß noch eine Weil' sitzen geblieben — da ist auf einmal der Bruder, der Andrä, hinter mir gestanden, der ist in der Capellen d'rin' gewesen und hat gebet't und hat d'rüber Alles mit angehört . . . ‚Steffel,' hat er gesagt, ‚ich weiß jetzt, wie's bestellt ist mit Dir — versprich mir's als Bruder, daß Du Dich um meinen Buben, den Vest'l, annehmen, und daß Du ihn halten willst wie Dein leibliches Kind — nachher will ich Dir helfen, Dir und der Rothburg . . .' Ich hab' ihn groß und klein angeschaut vor lauter Verwunderung und hab' mir nit gleich einbilden können, was er meinen könnt', aber ich hab' ihm versprochen, was er verlangt hat, mit Herz und Hand — d'rauf ist er fortgewesen, wie er 'kommen ist . . . und Tags d'rauf war er in der Stadt und hat sich statt meiner gestellt und ist Soldat 'worden für mich . . . Dem Vater hat er gesagt, er wollt' den Brunnhof nit, er wär' ihm verleid't — er wollt' sich trösten und einen braven Soldaten abgeben für den König und für's Land; das Gut sollt' er mir übergeben, damit ich die Rothburg sollt' heirathen können, und sollt' mir besser geh'n, als es ihm gegangen . . ."

Der Hauserin waren Thränen in die Augen gekommen. „Das ist freilich ein and'res Korn," sagte sie und drückte ihren Strumpf vor's Gesicht . . . „der gute, der arme Mensch!"

„Ich bin noch einmal hinein in die Stadt," begann der Bauer wieder, „den Tag bevor sie ausmarschirt sind nach Rußland . . . ich hab' ihm noch einmal B'hüt' Gott gesagt und hab' ihm noch einmal meine Hand gegeben und mein Versprechen; d'rauf haben sie angefangen zu blasen und zu trommeln und sind fort, ganz lustig und alert, als wenn's zu einer Lustbarkeit ginge! — Ich bin dann heim und hab' Alles zurecht gemacht wegen der Uebernahm' und wegen der Hochzeit, und an dem Tag', wo wir das erste Mal verkünd't worden sind, da ist die Botschaft 'kommen von der großen Schlacht, wo so viele Tausende zu Grund 'gangen sind in dem grauslichen Winter, und daß den Andrä eine Kugel 'troffen hat, und daß sie ihn eingescharrt haben in dem russischen Schnee, der nit eher zergeht, als am jüngsten Tag . . . Nachher seh'n wir uns wieder, ich und der Andrä, und das ist mein Trost, daß ich ihm dann mit Rechten sagen kann, daß ich mein Wort so redlich g'halten hab', wie er das seine . . ."

„Das hat der Schwager gethan — wahrhaftig und redlich . . ." schluchzte die gerührte Hauserin.

„D'rum will ich's auch zu Ende bringen," sagte Brunnhofer, wieder in den frühern Ton einlenkend. „Ich will's nit leiden, daß mir der Bub' zu guter Letzt' Alles zernicht', daß ich einmal vor meinem Bruder dasteh'n müßt' wie ein Lugenbeutel . . . Ich will dem wilden Heinssen (Füllen) einen Zaum auflegen, der ihn bändigen kann! Gut thun muß er, und geht's an Gattern oder Zaun, — anders muß es werden, das sag' ich und dabei bleib' ich . . ."

Er war im besten Zuge, sich wieder in den alten Aerger hineinzureden, als im dunklen Hofraume draußen

der Hund laut bellend anschlug und an seiner Kette hin und wieder rasselte. „Stern=Sacra!“ rief er aufspringend. „Was giebt's denn schon wieder? Was hat denn der Sultan, daß er so rebellt?“

„Was wird er haben!“ erwiderte gleichmüthig die Schwägerin. „Vielleicht ist die Katz' über'n Hof g'laufen, oder er hört einen andern Hund bellen, oder es ist eine Kuh los 'worden im Stall . . . will gleich nachschau'n . . .“

„Eine Kuh los' worden im Stall?“ polterte der Alte. „Wie kann das sein, wenn sie richtig angehenkt sind? Ich sag's ja — es geht Alles d'runter und d'rüber! Es ist keine Ordnung im Haus.“

Während dieser Worte hatte er eine Stalllaterne von der Wand heruntergerissen, angezündet und war scheltend den Hausgang entlang dahin gerannt; kopfschüttelnd sah ihm die Hauserin nach und öffnete die hintere Küchenthüre. „Alte grantige Zuwider=Wurz!“ murmelte sie, „bis er den Umweg um's Haus macht, bin ich dreimal im Stall, und das ganze Unglück ist wieder gehoben . . .“

Der alte Brunnhofer war so erregt, daß er auch allein zu schelten fortfuhr und mit lauter Stimme vor sich hin schrie. „Anders muß es werden!“ rief er. „Und ich hab' schon meinen Gedanken, wie ich ihn zwing', den keinnützen Buben! Wenn ich mir denk', wie es sein könnt', und wie es ist, krieg' ich einen Zorn, daß ich nicht weiß, wo aus und wo an! Wenn ich nur gleich 'was hätt', woran ich ihn auslassen könnt' . . . ich bin so giftig, daß ich gleich Eins nehmen könnt' und könnt' es in der Mitt' abbrechen . . .“

„Oho . . .“ rief eine weiche, wohlklingende Stimme, als er im blinden Eifer gegen die Hausecke rannte, „wirst doch mich nicht abbrechen wollen? Ich hab' keine Zeit zu verlieren, bis Du mich etwa wieder zusammensetzen thät'st!“

„Was giebt's? Wer ist da?“ rief der Alte unwillig

und hob die Laterne in die Höhe, daß ihr volles Licht auf Gestalt und Angesicht der Sprechenden fiel. Es war ein Mädchen in der gefälligen Bauerntracht der Gegend, schlank und geschmeidig wie eine junge Tanne, und wie der grüne Wipfel saß das damals noch allgemein getragene Miesbacher Hütchen keck und leicht auf dem nußbraunen, in reiche breite Zöpfe geschlungenen Haar. Unter der Krempe sah ein angenehmes, wohlgeformtes Antlitz hervor, bräunlich von Farbe und doch von dem kräftigen Rosen-anfluge jugendlicher Frische lieblich überhaucht. Um die feinen, halb geöffneten Lippen, zwischen denen klare Zähne hervorblickten wie blankes Elfenbein, spielte anmuthige Schalkheit, aus den tiefblauen Augen drang ein heller Strahl gemüthvoller Güte und unbefleckter Reinheit.

„Stern-Sacra!“ sagte der Brunnhofer, betroffen von der Schönheit der unerwarteten Begegnung; dabei blieb er ein paar Secunden lang unbeweglich stehen, die Laterne hoch in der Hand, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet.

„Na, wie ist's?“ rief sie lachend, und das Lachen machte das liebliche Gesicht nur noch gewinnender. „Will'st so steh'n bleiben bis morgen früh? Ich muß auf den Gang-steig hinaus, der um den Hof herum geht . . . Aus der Bahn, Brunnhofer, oder nieder'than!“

„Du kennst mich, Madel?“ fragte er, noch immer überrascht, entgegen. „Wie denn das? Ich mein', ich seh' Dich zum ersten Mal!“

„O mein! Was wirst Du wissen!“ lachte sie. „Ich bin lang' fort gewesen, bei einer meinigen Basen in Tirol, aber jetzt muß ich heim — die Mutter kann nimmer recht fort! Hast mich wohl oft g'seh'n in früheren Jahren, aber hast halt über mich 'nüber g'schaut!“

„Dasselb' glaub' ich kaum: ich hab' sonst gar ein gutes Gemerk . . . Aber wo bist Du denn daheim?“

„Laß mich aus!“ rief das Mädchen und suchte neben dem Fragenden vorbeizukommen. „Es wird schon völlig finster und ich hab' noch einen weiten Weg über'n Waxenstein in den Gindler-Schlag . . .“

„Was? Du willst heut' noch durch den Wald?“

„Durch den Wald oder in den Wald — was fragst?“

„Weil ich mein', es ist schon so spat — wie leicht könnt' Dir 'was gescheh'n unterwegs, es giebt allerhand gar nichtsnutzige Leut'! Könntest ja auf dem Brunnhof übernachten! Oder wart' wenigstens, ich geb' Dir den Schafbuben mit . . . kehr' ein bissel ein derweil! Rast' Dich aus — Küchel giebt's, frisch aus der Pfann', für morgen, für die Sichelhenk'!“

„Na na,“ rief sie lachend, „mir geschieht nix — ich hab' ein gutes Gewissen und verlass' mich auf unsern Herrgott und auf ein paar Arm', die niemals g'faulenzt haben . . . Und einkehren? Es ist wahr, wenn man so hinein schaut in's Fletz, schaut's recht heimlich aus . . . aber Du bist mir zu grantig, ich fürcht' mich vor dem Abbrechen!“

„Narrische Dingin!“ sagte der Bauer. „Das war ja so bös' nit gemeint! Aber wenn Du durchaus fort willst, so nimm ein paar Küchel mit — und ich will Dir leuchten, daß Du den Gangsteig nit verfehlst, wo's neben dem Zaun hinuntergeht. Derweil kannst mir auch erzählen, wo Du daheim bist!“

„Ich dank' schön für Alles,“ lachte sie und schritt voran, „ich muß fort — und das And're, das erzähl' ich Dir, wenn ich wieder vorbeikomme . . .“

„Also willst wieder kommen? Und willst dann einkehren und nit vorbeigeh'n?“

„Wohl — aber dann muß der Bauer unter der Thür steh'n und muß mich anlachen mit'm ganzen Gesicht und muß mich freundlich einkehren heißen!“

„Da soll's nit fehlen!“ rief hastig der Alte, indem er, neben dem Mädchen fortschreitend, die Laterne wieder hoch hielt, als gelte es, den Weg zu beleuchten — im Grunde that er es nur, um ihr noch einmal in's Gesicht zu sehen.

„So — da ist der Zaun und der Weg“ — sagte sie und blieb einen Augenblick an der Hecke steh'n. „Jetzt find' ich schon weiter. Gute Nacht, Brunnhofer — lösch' doch Deine Latern' aus, Du verdirbst Dir ja die Augen...

Damit blies sie rasch nach der Laterne, daß sie erlosch, und war im Dunkel verschwunden, aus dem ihr munteres Lachen noch zurück klang. Der Brunnhofer stand einen Augenblick wie versteinert und sah ihr in die Finsterniß nach. „Stern=Sacra!“ brummte er, „das ist einmal ein gewitztes Leut — und ein sauberes dazu!“

Bedächtig tappte er dem Hause zu, aber bald beschleunigten sich seine Schritte, denn auf der dunklen Straße kam es jetzt rasch und laut heran: das polternde Gerassel eines schnell fahrenden Wagens, der laute Hufschlag galoppirender Pferde ward hörbar, dazwischen lautes Jauchzen und mitunter sonderbar quiekende oder gellende Töne, als würde irgendwo in der Entfernung zum Tanze gespielt, und der Wind trüge manchmal einen der grellsten Pfiffe unverweht herüber. „Hoho,“ murmelte der Alte, indem er hastig dem Hofe zueilte, „da ist er endlich einmal, der Loder, der nichtsnutzige! Was für ein Spectakel! Man meint hell=licht, die Höllfahrt ist los, oder das wilde Gejaid kommt daher! Na wart', Bübel, Du kommst mir justament recht!“ Und als hätte er nicht seine vollen Sechszig auf dem Rücken, war er mit ein paar großen, rüstigen Schritten am Thore und kam eben recht, denn der Wagen sauste schon die Anhöhe heran.

Die Schwägerin hatte im Hause das Getöse auch vernommen; sie war herbeigeeilt und stand schon unter der Thüre, einen Bündel lodernder Kienspähne in der hoch=

erhobenen Hand — es war ein ungemein lebendiges, heiteres Nachtbild, das der wankende, mit dunklen Rauchschatten wechselnde Flammenschein mit rothem Lichte übergoß. Ein stattliches Paar Fuchspferde mit weißen flatternden Mähnen sprengte so leicht und lustig heran, als wäre der nachpolternde, aus schweren Stangen und Leitern gefügte Getreidewagen nur ein Spielzeug für sie und nicht eine Last. Zuvorderst auf dem Wagen, hochaufgerichtet wie ein griechischer Wagenlenker, stand ein Bauernbursche, voll Kraft, Behendigkeit und Ebenmaß in der ganzen stattlichen Gestalt, Frohsinn, sprudelnde, überquellende Lust in dem leicht gerötheten Angesichte. Das Hütchen mit Hahnenfeder und Gemsbart war flott auf's rechte Ohr gerückt; in der einen Hand hielt er die Zügel, in der andern die hochgeschwungene Peitsche, mit ihrem Knallen und immer erneutem Zurufe das muthige Gespann zu immer stärkerem Laufe antreibend. Hinter ihm, auf dem schmalen Brettersitze, von dem stoßenden Wagen arg gerüttelt und hin und her geworfen, aber in nicht minder fröhlicher Laune als der Fuhrmann, saß als Passagier ein kleiner dicker Mensch mit dünnem, stark gelichtetem Scheitelhaar und einem fetten Gesichte, aus welchem ein paar lustige Augen zwinkerten. Der Hut war ihm in der Hitze des Fahrens vom Kopfe geflogen und kugelte an den Wagenstangen herum; der Dicke kam nicht dazu, ihn aufzuheben, mit beiden Händen hielt er eine Clarinette am Munde und blies mit vollen Pausbacken darauf los. Alles Rütteln, Stoßen und Werfen irrte ihn nicht: je mehr der Fuhrmann jauchzte und knallte, je toller pfiff er darauf los, mochten auch die Töne, die er hervorbrachte, Allem eher gleichen, als dem, was sie sein sollten — ein lustiger ländlerischer Tanz.

Jetzt kam der Wagen an den Eingang; es galt, eine scharfe Ecke zu fahren, und die Wartenden sahen schon, theils mit Aerger, theils mit Sorge, wie der Wagen bei

der gefährlichen Wendung an den Thorpfosten anfahren, umstürzen, und Alles in Trümmer gehen werde — aber der kundige Fuhrmann lenkte so gewandt, daß die Räder auf dem Umkreise eines Tellers sich wandten: im nämlichen Augenblicke standen die Füchse wie festgemauert, und im nächsten war der Lenker jauchzend mit einem Satze vom Wagen gesprungen, hatte dem herbeigeeilten Schafbuben Zügel und Peitsche zugeworfen und stand mit lachenden Augen, mit offenem, von übermüthiger Jugendlust leuchtendem Angesichte vor dem Vetter, beide Hände zu Gruß und Einschlag ihm entgegen streckend.

„Grüß' Gott, Vettermann," rief er lustig, „da bin ich wieder! Und gut is' 'gangen! Ich hab' das 'Treid' Alles verkauft — und bring' eine ganze Heu-Kürben mit, voll Kronenthaler!"

Der alte Brunnhofer hatte mehrmals angesetzt, seine Strafpredigt zu beginnen, hatte aber über dem Lärmen und Spectakel der Ankunft nicht dazu kommen können; wider Willen und so sehr er sich dagegen sträubte, war auch sein Zorn milder geworden, denn in das Aufwallen desselben mischte sich, wie stillende Oeltropfen in unruhige Fluth, die Regung eines geheimen Wohlgefallens; er konnte sich nicht erwehren, die gewinnende Erscheinung des Burschen, sein entschlossenes, kraftgeübtes Auftreten, seine Gewandtheit und Sicherheit mit einer Art widerstrebender Befriedigung zu gewahren.

Jetzt verflog dieses Gefühl, und der Unmuth kam wieder.

Mit finst'rer Miene trat er ein paar Schritte zurück, um dem angebotenen Handschlage auszuweichen, und sagte mit aufquellender Bitterkeit: „So — hast doch einmal den Weg heimg'funden? Sind die Fuchsen nit steif 'worden und kreuzlahm? Hast nit die Kronenthaler auch verjubelt im Staudenhäus'l?"

Der Bursche hatte solchen Empfang nicht erwartet, er stand betroffen und begann den Hutrand zwischen den Fingern zu drehen. „Weißt es schon, Vetter?“ sagte er lachend, aber das Lachen klang nicht mehr aus so freier Brust, wie noch kurz zuvor das Rufen und Jauchzen. „Bist harb deswegen? Die Fuchsen sind ja nit warm g'wesen, es ist ihnen nichts gescheh'n, weißt ja selber, wie gern ich die Roff' hab' — bin ja nur ein Stünd'l im Staudenhäus'l g'wesen — der Klankenetten-Muck'l ist d'rin g'wesen — der hat einen neuen Ländlerischen ausstudirt, der ist gar zu schön, und der ist mir in die Füß' 'kommen, und da hab' ich . . .“

„Ja, ja, das ist das Wahre!“ unterbrach ihn der Bauer weniger zornig, als im Tone ernsten, wohlbegründeten Vorwurfs und mit dem Ausdrucke ruhig bewußter Entschlossenheit. „Um einen neuen Ländlerischen vergißt Du Haus und Hof, und wenn Du nur Deinen Cameraden, den saubern Musikanten, bei Dir hast, kann Dir die ganze Welt g'stohlen werden und Dein Vetter und die ganze Freundschaft dazu!“

„Aber, Vetter . . .“

„Still sei! Das muß anders werden, die Wirthschaft und das nichtsnutzige Leben leid' ich nit mehr, und jetzt sag' ich Dir mein letztes Wort. . . . Bis Weihnachten bleibst Du mir zu Haus, wie sich's für einen ordentlichen Burschen g'hört, Du hängst den Corporal an den Nagel und den Jäger dazu und nimmst den Bauern herunter und gehst mir zu keinem Schießen mehr und zu keiner Jagd und bleibst vom Tanzboden weg, und wenn s' alle Ländler aufspielen von der ganzen Welt! Während der Zeit besinnst Dich und schaust Dich um eine Frau um, um einen richtigen Heirathsgegenstand . . .“

Trotz seiner Verstimmung vermochte Sylvester ein halblautes, unfreiwilliges Lachen nicht zu unterdrücken.

„Ich und eine Frau?“ rief er. „Wo soll ich die hernehmen?“

„Woher?“ sagte spöttisch der Alte. „Geh' halt hinein zum Hölzelkramer nach Miesbach und schau, ob er kein' g'schnitzte Docken für Dich hat! Woher er eine Frau nehmen soll! Hat man seiner Lebtag' eine solche Red' gehört! Willst überall vorn d'ran und der Erste sein am Kegelstand und bei der Scheiben und traust Dir nit, ein richtiges Weiberleut zu kriegen? Hast es ja leicht! Brauchst ja nit auf's Geld zu achten, wann's eine richtige Person ist, eine brave und nit so schiech, daß man sie auf'n Rübenacker stellen könnt' zum Hasenschrecken, darfst nur zugreifen! Stern-Sacra, wer den Brunnhof mitbringt in der Taschen, den wird Keine so leicht abfahren lassen, mein' ich! . . . Es ist eine beschlossene Sach' und es bleibt dabei! Auf Heilig-Drei-König' muß die Hochzeit sein, und wenn's nit ist, verkauf' ich den Hof und zieh' in die Stadt, oder ich stoß' Dein' Faß den Boden aus und geh' selber noch einmal auf die Freit' . . . Du aber kannst in die weite Welt geh'n und als Bauernknecht herum fahren oder den Schießprügel auf die Achsel nehmen. . .“

Der Gescholtene stand völlig verblüfft, die Hauserin mit dem sprühenden Spahnbüschel nicht minder; der Clarinetten-Muckel hatte sich still seitwärts geschlichen und saß auf der Gräd' neben dem Stein-Ambos, mit verschmitztem Lächeln und immer sein Instrument in den Händen, als wollte er es ansetzen, wieder einen Tanz aufzuspielen oder das Gespräch durch einen Tusch zu unterbrechen.

„Aber, Vetter,“ sagte Sylvester endlich, „so hab' ich Dich ja noch nie gesehen . . .“

„Dann siehst' mich halt zum ersten Mal,“ war die strenge Erwiderung, „und kannst Dir's merken, denn wenn's schon eher hätt' geschehen sollen, so hebt's (hält es) dafür desto fester und kommt nit zum zweiten Mal! Auf

Heiligen-Dreikönig ist Hochzeit, oder Du schnürst Dein Bündel auf Lichtmess' . . ."

„Aber, Schwager . . ." wollte die Hauserin begütigend beginnen, doch er ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Still seid's, Alle mit einander," rief er noch lauter, „ich hab's gesagt, und es bleibt dabei, so gewiß als der Jägerkamp da drüben auf seinem Fleck stehen bleibt! Das ist das letzte Mittel — ein richtiges Weib muß Dich ziehen und ein' richtigen Mann aus Dir machen . . . Brauchst nit viel zu reden," fuhr er, sich abwendend, fort, als Sylvester etwas zu erwidern versuchte, „ich geb' nichts auf's Reden und werd' ja seh'n, was Du thust! Darnach richt' ich mich; folgst Du meinem Willen, so ist's gut und recht . . . folgst Du nit, so kannst Du Deinen guten Freund mit seiner Glatzen und seinem Schmeerbauch bitten, daß er Dir einen neuen Landler aufspielt, wenn Du zum Brunnhof hinausmarschirst . . ."

Er ging eilig und verschwand im Hause.

„Hoho, alter Brummbär," rief der Musikant ihm nach, „das braucht's nit, er hat schon an dem Tanz genug, den Du ihm aufgeigst! Das ist eine schöne Gaudi," fuhr er fort, als Sylvester noch immer schweigend und wie angewurzelt stand. „Und was er für ein Mundwerk hat, der Alte, ein Mühlgang ist ein Spaß dagegen! Was meinst', Vest'l, willst zum Kreuz und in's Bett kriechen, wie er's verlangt, oder geh'n wir noch hinüber in's Dorf zum Wirth, da wird die Sichelhenk' angetrunken, da könnten wir eins singen und aufspielen . . ."

„Ich hätt' gute Lust dazu," sagte der Bursche unwillig. „Was hab' ich denn so Unrechtes gethan, daß er mir mit dem Fortjagen droht, wie einem Ehhalten, und mich 'runterputzt wie einen Schulbuben?"

Die Hauserin war dem Alten gefolgt; jetzt kam sie wieder, um zum Frieden zu reden und eine rasche That zu

verhindern. „Nein, Vest'l,“ sagte sie und suchte ihn an der Hand zum Hause zu ziehen, „das thust Du nit, wenn ich Dir gut zum Rath bin! Du mußt den Schwager nit völlig aus der Verfassung bringen ... er ist so wild diesmal, wie ich ihn noch nie gesehen hab', und es ist ihm völliger Ernst! ... Schau,“ fuhr sie schmeichelnd fort, „Du weißt, daß ich's immer gut gemeint hab' mit Dir, ich rath' Dir nichts Unrecht's! Hast ja doch schon bald Deine Fünfundzwanzig auf dem Buckel, es wär' ja doch nimmer zu früh, wenn Du einmal schön stät anfangen thät'st, gescheidt zu werden! Und der Brunnhof, mein' ich, wär' doch auch kein Pfifferling, wegen den könnt' man schon ein Uebriges thun! Und dann erst die Hauptsach'! Du hätt'st wohl Ursach', daß Du dem Vetter 'was zu Lieb' thät'st ... er hat Dir nur Lieb's und Gut's gethan und ist Dir Deiner Lebtag' ein richtiger, rechtschaffener Vater gewesen ...“

„Ich weiß ja, Vas',“ rief Sylvester, „und ich erkenn's ja auch! Aber wenn ich ihm auch den Willen thun möcht', es ist ja keine Möglichkeit! Wie soll ich zu Dreikönig Hochzeit machen ... ich kenn' ja kein einzig's Madel! Ich hab' mich um die Weiberleut' niemals nit 'kümmert, als höchstens zum Tanz — mein Stutzen ist mein Auf und Nieder gewesen und mein einziger Schatz!“

„Das ist mein geringster Kummer!“ sagte die Frau eifrig. „Dafür laß nur mich sorgen! Ich will mich statt Deiner umschauen und Dir eine Bäu'rin aussuchen ...“

„Halt!“ rief der Musikant dazwischen und blies auf seiner Clarinette einen Lauf herunter von der untersten Tiefe bis zum höchsten Pfiff. „Mir ist 'was eing'fallen! Mit dem Brunnhofer hab' ich's auszumachen, was geht ihn mein Schmeerbauch und meine Glatzen an? Und ich bin's gewesen — ich hab' Dich verführt in das Staudenhäusl hinein, ich bin eigentlich schuld an dem ganzen

Malheur — also gehört's mir zu, daß ich Dir wieder heraus helf'! Ich seh's doch schon, daß Du an's Nachgeben denkst — also mein Wort d'rauf, ich verschaff' Dir eine Hochzeiterin!"

„Du?" sagte die Hauserin achselzuckend. „Das wird die Rechte sein!"

„Und was für eine ist denn die Rechte?" rief Muck'l lachend. „Das weiß man doch niemals vorher, das kommt immer erst auf, so ein halb's Jahr nach der Hochzeit! Das ist accurat, wie ich's einmal in dem Glückshafen geseh'n habe, auf der Dult d'rin' in der Münchnerstadt! Da heißt's voraus blechen, dann greift man blindlings in ein Sackel und zieht ein zusammengewickeltes Papierl' heraus und wenn man's aufmacht, dann sieht man erst, ob man einen Treffer erwischt hat oder einen Hanswurst'l! Dem Sylvester ist eine Jede gleich — aber das Umschau'n, das Aussuchen, das Fragen, das Gered' und das Geplausch' ist ihm zuwider — und dafür kann ich ihm helfen!"

„Aber wie denn? So red'!" sagte Sylvester.

„Du weißt," fuhr Muck'l mit wichtiger Miene fort, „morgen ist die Sichelhenk' — da wird auch drüben in der Kirch' das Erntefest gefeiert, da werden alle Früchte, die gewachsen sind, beim Hochamt geopfert und auf dem Altar aufgestellt — die zwölf schönsten und bravsten Dirndeln aus der Pfarr', die kommen da als Prangerinnen und tragen die Garben und die Früchten . . . da gehst morgen hin und suchst Dir eine davon aus!"

„Ah, das ist pfiffig!" sagte die Hauserin spöttisch. „Da springt die Katz' auf die alten Füß' . . . da muß er sich ja doch Eine aussuchen!"

„O Sie Siebengescheidte!" entgegnete Muck'l. „Hätt' Sie mich nur erst ausreden lassen! Freilich muß er sich Eine aussuchen, aber heut' noch, jetzt gleich! Die Prangerinnen stellen sich links und rechts am Altare auf, die

Ehrenführerin mit der Sichel und dem Aehrenbüschel in der Mitt' — und der Vest'l soll sagen: Diejenige, die morgen auf dem und dem Platz steh'n wird, die wird Brunnhoferin!"

„Wär' nit übel!" eiferte die Frau, „das wär' ja ein hell-lichter Frevel! Nein, Vest'l, laß Dich auf so 'was nit ein!"

„Warum, Baf'?" fragte dieser rasch hinwider. „Der Vorschlag g'fallt mir gar nit schlecht! Wenn ich mich doch einmal zwingen lassen muß — wenn ich mein lustig's ledig's Leben aufgeben muß — warum soll ich's nit auf eine Weis' thun, die mir g'fällt?"

„Recht hast!" rief der Musikant. „Und daß Du siehst, wie aufrichtig ich's mit Dir mein' — ich thu' auch mit! Mein Häusel und mein Gütel ist zwar nur klein, aber es schreit schon lang' nach ein' Weib, wenn's nit hinunter schwimmen soll . . . Es gilt, Vest'l, wenn Du heirathest, thu' ich's auch; wenn Du Dir eine Prangerin nimmst, such' ich mir auch eine aus!"

„Es gilt!" rief Vestl, die dargebotene Hand ergreifend. „Ich mach's, wie Du sagst!"

„Also — wir versprechen einander, . . . die ein Jeder sich aussucht von den Prangerinnen, die wird geheirath't . . ."

„Vom Fleck weg — und wir halten Wort! Ich nehm' mir die Prangerin, die morgen in der Kirch' die Fünfte ist auf der Evangeli-Seiten . . ."

„Also die Zweite vom Altar weg?"

„Richtig — die wird Brunnhoferin!"

„Und ich . . ." rief Muckel und schüttelte sich vor Lachen — „ich nehm' mir die Ehrenführerin mit dem Aehrenbüschel und mit der Sichel . . . Juchhe! Das giebt eine Gaudi, wie noch keine dagewesen ist!"

Die Hauserin hatte verdutzt zugehört; sie begriff nicht,

ob das Ernst sein sollte oder nur ein zu weit getriebener Scherz.

„Aber, Vest'l . . . Bue . . .“ rief sie jetzt ängstlich, „ich bitt' Dich um Gotteswillen — laß Dir doch so 'was nit einfallen! Das wär' ja eine Sünd'! Das hieß' ja, Spott treiben mit einer heiligen Sach'! Das könnt' Dir kein' Segen bringen und müßt' Dich unglücklich machen für Deine ganze Lebenszeit!“

„Der Vetter will's ja so haben!“ entgegnete der Bursche trotzig. „Ich treib' kein' Spott mit einer heiligen Sach' — der Vetter thut's, weil er mich zwingen will — über Hals und Kopf! Es heißt ja: die Heirathen werden im Himmel geschlossen — ich will einmal probiren, ob's wahr ist! Gute Nacht, Muckel — studir' einen neuen Landlerischen aus für die Hochzeit — morgen früh geht's zu der Sichelhenk' auf die Brautschau!“

---

2. Glimmende Kohlen.

Die lange Herbstnacht wollte noch nicht weichen, als es auf dem Brunnhofe schon wieder sich zu regen begann.

Die erbleichende Mondsichel hing noch wie ein weißes verflatterndes Wölkchen über den Bergen, die, mit tiefem Veilchenblau übergossen, sich klar und scharf von dem anglühenden goldrothen Himmelsgrunde abhoben. Im Thalgrunde, am See dahin und die Hänge hinan war es noch fast vollständig dunkel, der See selbst war unsichtbar, eine graue Nebelschicht lagerte über ihm, als hätten die Wasserweiblein in der Fluth und die Wichteln am Lande zusammengeholfen, ihr Kleinod zu wahren und die Nacht über mit schützender Decke zu verhüllen. Auf den geschorenen Gras-

hängen schimmerte es leicht, denn es war starker Reif gefallen, und wer Tags zuvor die Kirschbäume an den Feldrainen genau betrachtet hatte, dem konnte es nicht entgehen, daß die Blätterkronen um manch' ein Blatt durchsichtiger geworden, daß das noch vorhandene Grün sich um vieles dunkler geröthet hatte.

Der Morgen vor dem Erwachen war so still, wie der Abend vor dem Einschlafen gewesen; d'rum ward auch das leise Knarren wohl hörbar, mit welchem die Hausthüre langsam und vorsichtig in den Angeln gedreht wurde. Beinahe gleichzeitig war im obern Stockwerk an einem Fenster eine Hand zu sehen, welche geräuschlos den daran befindlichen Schieber in die Höhe drückte.

Auf der Schwelle stand Sylvester, schon im vollen Sonntagsstaate, und blickte wie unschlüssig in den kalten grauenden Morgen hinaus; hinter dem Fenster lauerte wie ein Füchslein aus dem Bau der alte Brunnhofer.

Die Blicke des Burschen kehrten immer wieder auf die Wand neben dem Thürgerüste zurück, denn dort prangte zierlich aufgehangen ein stattlicher Doppelstutzen, schön geschäftet und blank gehalten, daneben Waidtasche, Pulverhorn und Kugelbeutel, wie es sich für einen richtigen Jagdschützen schickt. Der Förster, der in dem Burschen einen waidgerechten Genossen sah, hatte nichts dagegen, daß im Bauernhause die Abzeichen der Jägerei prunkten, und ließ ihn gewähren, wenn er auf Pürsch' oder Anstand gehen wollte, ganz nach eigenem Belieben. Schon hob er den Arm nach der lockenden Waffe. „Warum sollt' ich nit?" murrte er halblaut. „Es ist ja nichts Unrechtes . . . und heut', bei dem prächtigen Reif, da muß die Fährt' zu sehen sein, daß Einem das Herz im Leibe lacht! Weil's der Vetter verboten hat? . . . Das ist seine Schuld, nit die meine: warum verbiet't er 'was, das er nit verbieten soll? Ich bin ja kein Kind mehr. . ." Dabei hatte er mit rascher

Bewegung das Gewehr von der Wand gerissen, hielt es schußgerecht an die Hüfte und ließ mit sichtlichem Behagen den Hahn auf- und niederklappen. . . „Wahr ist es, ein Kind bin ich nimmer,“ fuhr er in seinem innern Selbstgespräche fort, „aber er ist d'rum doch der Vetter, und wenn er's halt justament haben will, könnt' ich ihm ja einmal den Gefallen thun. . . Ja, wenn er's nur nit so positiv verlangen thät' . . . wenn er mir's unter vier Augen g'sagt hätt', in der Still', nit vor der Bas' und vor dem Muck'l, der's gewiß noch gestern im Wirthshaus drüben erzählt hat . . . Ich wollt' ihm ja gern zeigen, daß ich 'was auf sein Reden geb', aber er sollt' nur nit gerade das verlangen, was mir das Allerliebste ist, und von was ich einmal nit lassen kann . . . Aber wie?“ sagte er plötzlich ernst und ließ die Büchse sinken. „Hat er mich nit ein' Loder geheißen, der erst ein richtiger Mensch werden müßt'? Er soll nit Recht behalten, ein richtiger Mensch kann Alles, was er will . . . und jetzt will ich ihm einmal zeigen, daß ich ein richtiger Bursch' bin und nit erst zu werden brauch'! Da häng', mein' liebe Kugelbüchs', hast Feierabend auf eine Weil'! Jetzt wird nimmer auf d' Jagd 'gangen, sechs Wochen lang, aber nit weil's der Vetter befohlen hat, sondern weil ich selber nit will, weil mich das Jagdgeh'n nimmer g'freut und das Schießen; damit muß er wohl zufrieden sein, so geh's wenigstens in dem e i n e m Stuck nach sein' Kopf, denn das andere . . . das mit dem Heirathen, das ist doch nur Narrethei!“

Während dieser Worte war der Stutzen wieder an seinen Platz zurückgekehrt; Sylvester machte, als wolle er verhüten, daß der Entschluß ihn nicht wieder gereue, einen raschen Schritt über die Schwelle, und die Thüre flog hinter ihm in's Schloß.

Der Alte oben am Guckloch duckte sich und lachte zufrieden in sich hinein, während er noch einmal sein Bett

aufsuchte. „Er geht ohne Gewehr,“ brummte er, „na, so ist Hopfen und Malz doch noch nicht ganz verloren an ihm!“

Der Bursche schritt indessen rüstig die Berghalde hinan, quer durch das bereifte Gras; das war nicht der Weg, der zum Dorfe und zur Kirche führte, wo heute das Erntefest stattfinden sollte und die verhängnißvolle Wahl, aber dazu war es auch noch viel zu früh, und wenn er auch entschlossen war, nicht zu jagen: unwillkürlich und fast unbewußt zog ihn doch die alte Lust, die liebe Gewohnheit in's Freie, dem Walde zu, von dem ein leichtes Morgenlüftchen den Harzduft herübertrug wie Lockung und Gruß. Die Nacht war ihm unruhig und fast schlaflos vergangen: die Ereignisse des Abends erfüllten sein Gemüth, und noch mehr das, was kommen, die Frucht, die aufkeimen sollte aus der rasch in den Augenblick geworfenen Saat. Und wenn er die wachenden Gedanken und Bilder von sich gescheucht, dann kam es in Träumen mit gesteigerter Unruhe mit allerlei beängstigenden Gestalten über ihn: bald kamen die Hasen und Füchse an sein Bett, machten Männchen und Kreuzsprünge und neckten ihn, daß sie nun Ruhe haben sollten vor ihm; bei näherem Herankommen aber hatten die Thiere Menschengesichter und verwandelten sich in die Köpfe der Jäger und der Bauernburschen, die lachend und höhnisch vor ihm einen lustigen Tanz aufführten. Dann schien es ihm wieder, als sei er mitten unter den Tanzenden und höre die Clarinette seines Cameraden, der einen Ländler blies, wie man noch keinen gehört hatte in den Bergen; er flog, sprang und drehte sich und hatte eine Tänzerin in den Armen, die sich schwang wie eine leichte Feder, aber das Gesicht konnte er nicht sehen; das war abgewandt, und wie er sich auch mühte, es war und blieb undeutlich . . . allmälig aber ward die Gestalt immer körperhafter und hing sich immer schwerer

an ihn wie eine bleierne Last . . . und jetzt — jetzt konnte er auf einmal auch das Gesicht sehen . . . große, eulenhafte Augen guckten auf ihn herab, eine spitze Nase, die einem Schnabel glich, senkte sich immer tiefer, und wie der Spuk näher und näher kam, da schleuderte ihn das Entsetzen aus den Armen des Schlafes auf: mit einem Satze war er aus dem Bette und hastete sich, aus Stube und Haus und mit beiden aus dem Wirrsal unfreundlicher Gedanken zu entkommen.

Aber wie er auch eilte, die Gedanken gingen mit ihm; die Bilder gaukelten nebenher in den Büschen und Zweigen, waren sie auch mit dem Tage und der Helle des Tages andere geworden. Kaum hatte er den Wald selber betreten, als es in den Gesträuchen zu rauschen und zu knicken begann: er erkannte den Ton, ein Reh mußte in voller Flucht herankommen und quer über die Blöße setzen. Lautlos stand er und regungslos — da brach das schöne geschmeidige Thier aus dem krachenden Geäst und machte noch ein paar Sprünge, dann hielt es an, wandte den schlanken Hals gegen den Lauschenden hin, den es mit klugen Augen wie prüfend betrachtete, und trippelte dann ruhig weiter. „Hätt' ich meinen Stutzen bei mir," grollte Sylvester, „Du solltest es wohl eiliger haben und bald ruhig liegen! Ist es nicht gerade, als ob das Gethier Menschenverstand hätte und hätte gewußt, daß ich kein Gewehr habe und ihm nichts thun kann? Ich mein', es hat mich ordentlich spöttisch angeschaut!"

Als wär' es eine Zustimmung, ertönte helles Gelächter in das Selbstgespräch des Burschen: es kam aus der Luft, eine Moosgeis, auch Moosgrille geheißen, strich in der Höhe vorüber und ließ ihr meckerndes Geschrei ertönen, das sich deutlich anhört, wie stoßweises spöttisches Lachen.

„Der Tag fangt sich schon gut an, das muß ich sagen!" rief Sylvester unwillig und stieg in der Erregung schneller

bergan. Ein munteres Bergbächlein kam in schmaler grüner Rasenrinne ihm plaudernd entgegen; auf einer flachern Stelle bildete es eine kleine Wasseransammlung, in welcher gelbe Schmalzblumen ihre vollen goldenen Köpfe schaukelten, und die Wasserlinse ihre grünen fetten Blattscheiben auseinander breitete. Dazwischen spazierte und hüpfte ein Paar langgeschweifter, schwarz- und weißgefleckter Vögel zierlich hin und wieder.

Es war ein Bachstelzen-Paar, und der Volksglaube will, wer ein solches Paar spielend beisammen erblicke, dem sei es ein fröhlich vorbedeutend Zeichen, daß er binnen Jahr und Tag Hochzeit gemacht haben werde.

„Scht . . . scht . . .“ rief der Bursche und scheuchte die Vögel auf, „wollt ihr mir wohl aus dem Wege gehen, ihr Schelmen! Was versteht ihr davon, ob ich noch länger ein freies, lediges Leben führen darf, oder mich einbandeln und einhäuseln lassen muß! Ist denn der ganze Wald, und was d'rinn' ist, heut' verkehrt, weil mich Alles an mein unglückseliges Schicksal mahnen muß, oder bin ich's, daß mir die Gedanken keine Ruh' lassen! . . Ich will hinaufgeh'n auf mein' Vogelherd und nachschau'n, was sich g'fangen hat, das bringt mich auf andere Gedanken, und das hab' ich ja nit verred't, das heißt ja nit auf die Jagd gehen . . .“

Er wich vom ausgetretenen Waldpfade und schlug sich in's Dickicht zur Seite. Freistehend, wie eine vorgeschobene Warte, hob sich unmittelbar an dem Gewände, in welchem der eigentliche Berg anzusteigen begann, ein runder stattlicher Hügel empor, reich bebuscht und mit mächtigen Buchen und Eichen besetzt, deren Kronen einander nicht irrten, so daß es gar ein anmuthig liebes Plätzchen für das Gevögel des Waldes bildete, zum Nisten in den grünen Niederungen und zu fröhlichem Spiel und Aufenthalt in den dichten und doch so luftigen Wipfeln. Hinter dem

Hügel wand sich eine enge, feuchte Schlucht herum, ein Zeichen, daß er nur ein mächtig Bergstück war, welches einmal von der Felswand herabgestürzt und nun von ein paar Jahrhundert überras't, überbuscht und überwaldet war.

Als Sylvester den Bühel hinanstieg, war ihm die Stille verwunderlich, die ihn empfing; es war doch schon um die Zeit, wo die wenigen Herbstsänger des Waldes ihr Morgenliedchen hören lassen, auch hatten die Züge der verschiedenen Wandervögel schon begonnen und belebten sonst den Hügel — es mußte etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein, das Gast und Hausherrn verscheucht hatte.

Ueber die entvölkerten Baumkronen hinaus wölkte sich, wie ein willkommenes Brandopfer, eine kerzengerade Rauchsäule empor, sie kam aus der Schlucht am Felsgewände.

Das Befremden des Burschen erklärte sich aber bald und ging rasch in immer stärkeren Unwillen über; er suchte die Schlingen auf, die er für die streichenden Krammetsvögel geknüpft, und an die er rothe Beeren als Lockspeise gehängt hatte; die Schnüre und Drähte waren wohl vorhanden, aber eine fremde Hand hatte sie alle aufgezogen und losgeknüpft, der Fang war vereitelt. Das Blut stieg dem Suchenden zu Kopfe; er rannte vorwärts, der kleinen, von Gesträuch dicht umrahmten Blöße zu, wo unter einem Büschel kräftiger Tannen der eigentliche Vogelherd mit der wohlversteckten Spreu- und Blätterhütte und das Gestell angebracht war, auf welches der Auf (Eule) gesetzt wurde, um seine gefiederten Feinde heranzulocken und dafür, daß sie ihrem Hasse Luft zu machen suchten, in's eigene Verderben, in's Netz des Vogelstellers, zu bringen. Auch das Netz war zugeklappt, aber leer, nur in der allerverschlungensten Maschenecke flatterte und piepte etwas Lebendiges.

Sylvester sprang zornig hinzu, einen derben Fluch zwischen den verbissenen Zähnen. „Wer hat mir das

angethan?“ rief er. „Wenn ich Den kennte, dem wollt' ich einen Denkzettel geben, daß er ihn eine gute Weil' mit herumtragen sollt'! Der beste Fang ist verdorben, jetzt ist Alles verscheucht und kommt so bald nit wieder! Nach dem Gefieder, das herumliegt, muß hübsch viel eingegangen sein, und nichts ist mehr da, als da im Eck' hinten ein elendiges Zaunschlupferl' oder was es ist . . .“

Er entwirrte das Netz; ein Gimpel saß darin, so verschüchtert und verzweifelt ergeben, daß er sich gar nicht mehr regte, und der dicke, auf die rothe Brust herabgesenkte Schnabel aussah, wie eine mächtige Nase in einem runden, zinnoberfarbigen Angesichte. Beim Anblick des Gefangenen, der sich ruhig ergreifen ließ, milderte sich Sylvester's Unmuth sehr. Andere Gedanken fuhren ihm wieder durch den Sinn, die glücklichen entkommenen Vögel in ihrer Freiheit waren ein Bild seines bisherigen ungebundenen, fröhlichen Lebens, in dem Gimpel sah er sich selbst, mürrisch, verstimmt, in ein unentrinnbares Netz verwickelt. „Flieg',“ sagte er und gab den Vogel frei, „sollst es auch nit schlechter haben, als die Andern, es ist ja nit Deine Schuld, daß Du ein Gimpel bist!“

Mit einem jubelnden Triller, der sonst in seiner Kehle nicht heimisch ist, begrüßte der Entfliehende die Freiheit; laut schmetternd setzte er sich gerade über Sylvester auf einen Zweig und prüfte die Flügel, ob sie nicht gelitten in der Haft und noch im Stande waren, ihn den Genossen nachzutragen.

„Wie er singt!“ sagte Sylvester und blickte zu ihm empor. „Es ist, als wenn er sich ordentlich bedanken wollt' . . .“

Beim Aufblicken gewahrte er die Räuchsäule über den Wipfeln.

„Aber was ist denn das?“ fragte er sich staunend. „Da raucht's ja! Das kommt aus dem Gewänd da

hinten heraus . . . ist der Kohlenbrenner wieder da? Das hab' ich ja gar nit gewußt . . . O, da brauch' ich nimmer lang' zu fragen, wer meine Schlingen aufgemacht und meine Sprenkel ausgenommen hat! Gewiß hat er wieder einen Buben bei sich, so einen Schlingel, dem nichts lieber ist, als den ganzen Tag im Wald herumrennen . . ."

So schön er im Zuge war, er verstummte doch mit einem Male — er hatte heute einen eigenen Unstern mit Allem, was ihm begegnete und was er dachte. Konnte er den Köhlerbuben schelten, er, dem selber nichts lieber war, als im Walde herumzurennen den lieben langen Tag?

„Sehen muß ich doch, ob ich mich irr'," begann er wieder und schritt den Waldpfad nach der Schlucht hinab. „Dahinter kommen muß ich, wer mir meine Vögel ausgelassen hat, und muß ein deutsches Wörtel reden mit ihm! Am Boden sieht man nichts, der Moosgrund ist zu lind, man kann nit erkennen, was es für ein Fuß gewesen ist, der ihn nieder'treten hat . . ."

Während er sich nach einer Spur bückte, kam er einer Weißdornstaude zu nah, und ein weitvorragender schlanker Zweig faßte mit einem seiner Stacheln nach seinem Aermel; er machte sich los und griff doch augenblicklich wieder nach dem Zweige: der Busch mochte sich als eine Art Wächter des engen Waldpfades betrachten, er schien jeden Vorübergehenden anzuhalten und ein Pfand von ihm zu nehmen . . . an einem andern Stachel hing eine rothe Wollenflocke, irgend einem Wanderer entrissen.

Sylvester nahm die rothe Flocke und war mit wenig Sätzen in der Niederung; jetzt durfte er von der Ecke aus nur noch ein paar Schritte machen, dann konnte er den ganzen schmalen Grund übersehen, aber er schritt nicht vorwärts; an der Felsecke war der Weg zur Abwehr des Weidviehs mit einem Zaune aus über einander gelegten

Stangen vermacht; auf diesen lehnte er sich mit beiden aufgestützten Armen und betrachtete verwundert das anmuthige Bild, daß sich unerwartet in der Schlucht vor ihm aufgethan.

So eng der Raum war zwischen den Gebüschen des Hügels und den grauen, verwitterten Flächen der Felswand, hatte doch ein genügsamer Streifen saftgrünen Bodens sich dazwischen zu drängen gewußt; am Ende desselben, unter einem Paar gewaltiger Ahornbäume, stand etwas, was einer Hütte gleich, wie das einfachste, erste Bedürfniß sie erfindet und schafft. Vor derselben wanderten pickend einige Hühner umher; vom Giebel sahen, zum Fluge bereit, neugierige Tauben herab, und seitwärts auf schwarzem, ebenem Grunde lag ein mächtiger Kohlenmeiler, oben und nach allen Seiten mit gebräunten Rasenschichten bedeckt, aus den Ritzen stieg dichter Qualm, um sich darüber in reiner Luft zur Säule zu vereinigen. Auf dem Bänkchen an der Thüre, hinter den stolzirenden Hühnern und flatternden Tauben, saß ein Mädchen, die Cither vor sich auf dem Schooße; eben war sie herausgetreten und hatte den geflügelten Hausgenossen Futter gestreut; jetzt schickte sie sich an, ihnen Musik zu machen zum Frühimbiß. Die Drahtsaiten klimperten hell wie Vogelgezwitscher, und hell wie Gesang eines andern Vogels tönte die Stimme des Mädchens darein. Die Spielende war im einfachsten Morgengewande, das keinen Beschauer erwartet; Busentuch, Hemdärmel und Schürze waren blendend weiß, nur der dunkle Rock war rothgesäumt und hob dadurch noch mehr das lichte Helle der Strümpfe mit buntem Zwickeleinsatz.

Sie sang:

„Die Kohl'n san verdeckt, und
Pfeilg'rad' steigt der Rauch,

Was ein richtiger Rauch ist,
Ja, der hat halt sein' Brauch!"

Sie begann einen angenehmen Jodler als Nachgesang, dann wiederholte sie das kleine Vorspiel und wollte eben ein zweites „Gesätzel" anfangen, als sie innehaltend verwundert aufblickte, denn vom Zaunstiege her begann eine andere, eine männliche Stimme in gleicher Weise einfallend zu singen:

„Die Kohl'n san verdeckt, und
I hab's glei' derkennt,
Wo der Rauch davo' geht,
Das is eppes (etwas), das brennt!"

Das Mädchen hatte mit lachendem Wohlgefallen zugehört; jetzt nickte sie lächelnd und sang zur Erwiderung:

„Und wenn eppes brennt, so
Geh' wegga (weg) fein glei' (gleich);
Du machst Dich leicht schwarz und
Verbrennst Di dabei!

Der Bursche zögerte nicht mit der Erwiderung, aber nicht mehr vom Zaune aus: mit einem kecken Satze hatte er sich hinübergeschwungen und eilte über den Rasen, dem Hause zu. Er sang:

„Und wenn eppes brennt, da
Lauf' ich fredig (freudig, mit Absicht) erst zue,
Wer das Rußigwerd'n fürcht', ist
Ka richtiger Bue!"

„Das lass' ich mir einmal gefallen," fuhr er redend fort und trat vor die Citherspielerin, „wenn man so ang'sungen wird in aller Früh'! Wie kommst denn um die Zeit schon in' Wald?"

„Um das muß ich Dich fragen," erwiderte lachend das Mädchen, „ich bin da daheim. Du bist es, der zugereis't kommt!"

„Daheim? Na, ich geh' doch den Weg zur rechten

Zeit und hab' Dich niemals nit g'seh'n, und die Hütten ist ja versperrt gewesen, schier so lang' ich's weiß. . . Es sind nit viel mehr als acht Tag', daß ich erst vorbei 'kommen bin!"

„Justament so lang' wird's sein, daß der Vater wieder da her'zogen ist; er hat eine große Lieferung übernommen, von Kohlen, für den Eisenhammer draußen in der Ebnet . . . ich weiß nit, wie er heißt; da ist er da her'zogen und hat sich die verlassene Hütten wieder eingericht't und seinen Kohlhaufen angezünd't. . ."

„Also wär' der Kohlenbrenner, der Veit, Dein Vater?"

„Wenn'st nichts dawider hast, ja — und Du bist wohl aufgestellt und mußt die Gegend durchstreifen und die Leut' ausfratscheln?"

„Nein, Dirndel, aber mich verwundert's, daß ich Dich niemals geseh'n hab'; wenn's so wär', müßt' ich Dich auch kennen, so gut wie Dein' Vater mit seiner Kohlen-Kürben. . ."

Das Mädchen sah ihn mit einem raschen, eigenthümlich forschenden Blicke an. „Ja," sagte sie lachend, „einbilden darf ich mir justament nichts, daß mich Alt und Jung so vergessen hat, aber ich bin ein paar Jahrl'n fortgewesen und war dazumal noch ein ganz kleines Ding. . . Die Mutter ist so letz (krank) 'worden in die letzten Wochen her; d'rum hat's nach mir g'schickt, aber wie ich gestern 'kommen bin, hat sich's schon wieder 'bessert g'habt; sie ist wieder ganz krappig (rührig) und ist heut' in aller Früh' mit'm Vater nach Miesbach hinein marschirt. . . Weißt jetzt genug? Oder hast noch mehr auszukundschaften?"

„Ja," sagte er zögernd, „es geht jetzt in einer Arbeit hin; ich kenn' doch den Gesang und Schlag schier von einem jeden Vogel im Wald, aber so hat mir noch keiner gefallen, wie der Deinige! Da möcht' ich doch gern wissen, wie der Vogel heißt, und ob . . ."

Er stockte, und was er sprach, enthielt keine Unwahrheit: es war ihm zu Muthe, wie noch niemals im Leben; seit er vollends vor ihr stand, kam es ihm vor, als sei er bis dahin blind gewesen und habe nun zum ersten Male in ein lachendes Mädchenauge geblickt, als wäre das Herz in seiner Brust bis dahin eingezwängt gewesen, unfähig, sich zu regen, und habe nun erst den freien, warmen, natürlichen Schlag gefunden. Auch das Mädchen war nicht ohne Befangenheit; die Lustigkeit des ersten Begegnens war etwas verflogen und als sie die frischen, feurigen Augen des hübschen Burschen so unmittelbar auf sich gerichtet fühlte, war es, als ob ihr etwas in die Kehle gekommen und ihr die Stimme zusammenpresse.

„Ich mein', es wird Zeit sein, daß ich geh' . . ." sagte sie, indem sie die Cither bei Seite legte und sich erhob, „ich hab' noch zu thun im Haus. . ." Trotz der eigenen Beklommenheit entging ihr aber die des Besuchers nicht, und mit einem gutmüthigen Spottlächeln fand sie den Ton der frühern Heiterkeit nahezu wieder. Sylvester hielt den Hut in der einen Hand, in der andern drehte er die rothe Wollflocke zum Klümpchen zusammen.

„Meinen Namen willst wissen?" fragte sie. „Na, wenn's Dich glücklich macht, kann ich Dir's ja wohl eingesteh'n, daß ich auf Clar'l getauft bin; und was ist das Andre, was Du noch wissen willst, Du neugieriger Mensch?"

„. . . Ich?"

„Du! Hast nit gesagt: und ob? — und d'rüber bist stecken 'blieben. . ."

„Ja so, weiß schon," sagte er stockend, denn eine Reihe bunter Gedanken zuckte ihm blitzschnell durch die Seele. War er denn nicht ausgegangen zur Brautschau? Und war ihm hier nicht ein Mädchen begegnet, das Alles an sich trug, was Aug' und Gemüth zu fesseln vermochte, und

fühlte er sich nicht zu ihr hingezogen, wie noch nie? Was hinderte ihn, der erwarteten Frage einen gewichtigen, entscheidenden Inhalt zu geben? Aber, so sehr das Herz ihn drängte, das Wort wollte nicht von der Zunge; er hatte es ja gelobt, hatte sich selbst und seinem Cameraden das Wort gegeben, die Wahl dem Zufall, dem Orakel zu überlassen, das sich offenbaren sollte am Altare des Höchsten; er mußte sich selber treu bleiben, durfte eine feierliche Zusage nicht brechen, da er bisher es so gehalten, daß eine Rede von ihm so sicher gewesen, wie die vollendete That.

Noch zögerte er, da machte eine überraschende Wahrnehmung seinem Schwanken ein rasches, unerwartetes Ende. Sein bald schüchtern sich hebender, bald wieder zu Boden gesenkter Blick traf auf den Rocksaum des Mädchens — es war keine Täuschung! Dort, an der einen Seite war der rothe Wollbesatz schadhaft und zerfranzt: ein Stückchen schien losgerissen, und, kein Zweifel, er hielt das Fehlende in der Hand.

„Hast Dich bald lang' genug besonnen?“ fragte sie lachend, während auf seinem Antlitz die sonnige Freundlichkeit hinter finstern Wolken und Schatten des Unmuths verschwand.

„Brauch' mich nit lang zu besinnen!“ rief er in so verändertem barschem Tone, daß sie verwundert aufblickte und einen Schritt zurück trat. „Ich hab' Dich nur fragen wollen, ob das rothe Fleckel da Dir g'hört?“

„Kann wohl sein . . .“ kicherte sie noch verwunderter, „ich bin an ein' Dorngesträuch hängen 'blieben! Du willst wohl Nest'l bau'n, weil Du Flocken eintragst?“

„Na, aber fragen will ich Dich, ob Du's gewesen bist, die droben auf dem Bühel die Schlingen und Sprenkel aufgezogen und das Netz aufgemacht hat? Und wer Dir etwann das erlaubt hat?“

„Erlaubt?“ fragte sie und maß den Redenden mit einem Blicke, der dem entschlossenen Ernste des seinigen nichts nachgab. „Braucht's da eine Erlaubniß dazu? Bist es etwa Du, der das Netz und die Schlingen auf-g'richt' hat für die armen Vögel?“

„Ist das etwann 'was Unrecht's?“

„Du fragst? Du thust mir leid, wann Du das nit in Dir selber g'spürst... Im Tirol d'rinn', wo ich jetzt her' komm', da haben s' den leidigen Brauch, daß s' im Herbst Alles zusammenfangen, was Federn und Flügel hat... ich hab' mich g'nug gekränkt d'rüber, und Du wolltest das auch bei uns aufbringen? In unsern lustigen Bergen, in dem frischen, grünen Wald, den unser Herrgott extra dazu gemacht hat, daß die lieben G'schöpferl' d'rinn' singen und fludern (flattern) und ihre Freud' haben?.. Scham' Dich, Bue! Siehst wie ein richtiger Bursch aus und tragst ein richtig's Bauerng'wand und willst 'n Jäger in's Handwerk pfuschen?...“

„Das wird Dich nit viel angeh'n,“ sagte Sylvester in um so unwilligerem Tone, als er sich von der unerwarteten Erwiderung getroffen fühlte, auch ohne es sich zu gestehen, „die Netz' und die Sprenkel gehören mein; was sich d'rinn' gefangen hat, auch — auf das hat Niemand ein Recht!“

„Kann schon sein...“ sagte das Mädchen, indem es die Arme über der Brust zusammenlegte und dem Burschen ruhig in die glimmenden Augen sah. „Ich bin zu Morgens hinaus, in aller Fruh', eh' noch die Sonn' heraus gewesen ist; da bin ich hinauf auf den Bühel... es ist mein Brauch so gewesen vor Jahren, wie ich noch daheim gewesen bin ... da ist es so still gewesen, so halb licht und so feierlich, wie in einer Kirch', eh' die Lichter an'zünd't werden zum Hochamt, und eh' die Orgel anfangt zu geh'n ... mir ist um's Herz gewesen, wie Einem ist, wenn man gewiß nichts

Unrechtes thun will und es gut im Sinn hat, da bin ich vor das Netz hin 'kommen und hab' die lieben Vogerl'n g'seh'n, die Zeiseln und die Amseln und die Rothkröpfeln, wie sie sich abgematt' haben und abgeängstigt in der Gefangenschaft. Da haben s' mir leid 'than, die schön' Thierl'n, sie sind so vergnügt in ihrer Freiheit und singen so schön, und da hab' ich mir denkt, daß sie vielleicht verkauft und in kleine Häuseln eing'sperrt und gemartert werden sollten und geplagt . . . und wie unser Herrgott wieder so viel Reichthum hat wachsen lassen und so viel Segen, und wie's in all' dem Ueberfluß nit zusammen geh'n kann auf die Hand voll Körneln, die das kleine Vogelvolk braucht . . . da hab' ich nit gefragt, wer die Netz' aufgestellt hat und die Schlingen, ich hab' s' aufgemacht und hab' die Gefangenen los 'lassen . . . und hab' ihnen zug'schaut, wie's in die Höh' gestiegen sind und haben sich gefreut und geflattert und gesungen, ein Jedes nach seiner Weis', und da hab' ich gewußt, daß ich nichts Unrecht's gethan hab', und wenn ich auch zehnmal kein Recht gehabt hab' dazu, und wenn Du's nit glaubst, Du bäu'rischer Staudenjäger, und wenn Du das Herz hast, so geh' hinein nach Miesbach auf's Landgericht und verklag' mich, die Kohlenbrenner-Clar'l laßt sich finden. . ."

Sie hatte mit erhöhtem Tone gesprochen, das Auge glänzte, und über die Wange goß sich stärkere Röthe; als sie geendet, wandte sie sich rasch, im nächsten Augenblicke war sie in der Thüre verschwunden, und Sylvester hörte den Riegel vorklappen. Einen Moment stand er noch unschlüssig, die Standrede, die ihm gehalten worden, hatte ihn verblüfft; er hatte mehrmal angesetzt, sie zu unterbrechen, aber es war ihm nichts Kluges eingefallen; er mußte sich ja selbst gestehen, daß er etwas Aehnliches empfunden, als er dem letzten Gefangenen die Freiheit gegeben hatte. Langsam drückte er das Hütel auf den Kraus-

kopf und rief mit etwas gezwungenem Lachen, indem er sich ebenfalls rasch und wie gänzlich gleichgültig abdrehte: „Dank' schön, Madel — versponnen bist nit — der Dich einmal heirath', darf für's Hauskreuz nit sorgen . . ." Trotz dieser Worte aber blieb der Gedanke, daß die schöne Zänkerin heirathen, daß sie schon längst einem Burschen versprochen sein könne, wie der zurückgebliebene Stachel eines Wespenstiches in seinem Gemüthe haften, und während er dem Zaunstiege zuschritt, kam es ihm vor, als müßte es ganz anmuthig sein, einen so lieben Mund durch einen Kuß zu unterbrechen — noch nie in seinem Leben war ihm eingefallen, sich als Mann und Eheherr irgend einem Mädchen an die Seite zu denken; bei dieser, die ihn scheltend fortwies, ertappte er sich selbst über solchem Gedanken. Derselbe aber war ebenso schnell wie erstanden, auch wieder entschwunden; dafür kam es ihm vor, als hätten sich die Faden und Maschen eines unsichtbaren Netzes um ihn gelagert, und er sah sich selbst wieder als das Seitenstück des gefangenen Gimpels trübselig und desperat in der hintersten Ecke sitzen.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte; schon hatte er den Stieg hinter sich, beim nächsten Schritte war er im Walde — aber während desselben hielt er dennoch inne und sah nach der Kohlenhütte zurück. . . . Er wandte sich zwar ebenso schnell wieder ab, aber der Blick hatte doch genügt, ihm zu zeigen, daß auch das Mädchen von innen hinter den Scheiben stand und ihm nachlugte. . . .

Sylvester wußte kaum, wie er die nun von vollem Morgenscheine übergossene Berghalde erreichte; unter ihm sah er Giebel und Dach des heimathlichen Hauses aus den Obstbaumwipfeln hervor blicken und an den Befehl erinnern, der über sein ganzes Leben entschied — von drüben her, über den See, klang Glockengeläute, das erste Zeichen zum Gottesdienste in der Pfarrkirche: eine mächtige, fast vor-

wurfsvolle Mahnung an das muthwillige Gelübde; ein Band, das ihn trotz seiner Schwäche doch unauflöslich festhielt, und das schon gerächt war, als er sich anschickte, es zu erfüllen . . . Gestern, als er in Erregung und Unmuth sein Wort gegeben, war er noch ein Anderer gewesen; heute hatte er ein neues Herz in sich entdeckt und war entschlossen, seine Regung im Aufkeimen zu ersticken. Je näher er dem Dorfe kam, desto langsamer ward sein Schritt, desto schwerer die Last auf seinem Herzen . . . er wußte kaum selbst, wie er dahin gekommen, als er an dem Fallgitter des Kirchhofs stand, wo die jungen Burschen der Gemeinde vor dem Hochamte sich zusammenfanden. —

Auch der lustige Muckel hatte sich schon mit Tagesgrauen auf die Wanderung gemacht, die unzertrennliche Clarinette unter'm Arme — mußte sie doch, wie ihr Träger, die Sünden und Vergehungen der Werktagswoche dadurch wieder gut machen, daß sie am Sonntage auf dem Kirchenchore mitblies zur größeren Verherrlichung des Festes und des Feiertages. Ihn hatte der Entschluß des vorigen Abends nicht um ein Viertelstündchen seiner gewohnten festen Nachtruhe gebracht; erst der Tag erinnerte ihn an das, was geschehen sollte, und ließ ihm das Ganze gleich wieder von der gewohnten spaßhaften Seite erscheinen. In Gedanken zogen alle Mädchen der Pfarre und Gemeinde an ihm vorüber, welche bestimmt sein konnten, das Ehrenamt als Prangerinnen auszuüben: er kannte sie alle; bei seinem herumziehenden Gewerbe kam er in alle Häuser und kannte die schwache Seite eines Jeden, wie allen Dorfklatsch, der dazwischen hin und wieder getragen wurde. Wenn ihm dann die Eine oder die Andere einfiel, die mit unter den Wahljungfrauen sein konnte, und wenn er dann dachte, daß der Zufall sie an den entscheidenden Ort stellen werde, so begann er wie ein Unsinniger mit sich selber zu reden und laut aufzulachen — es kümmerte ihn nicht, daß

es dabei auf schlimme Verwicklung, auf heillose Verwirrung hinauslaufen konnte: der Spaß war sein Lebenselement, und wo es den gab, da war er zufrieden und guter Dinge und fragte nicht, was der Spaß vielleicht kostete, und wer die Kosten zu tragen hatte.

In dieser fröhlichen Gemüthsverfassung wanderte er eiligen Fußes das Sträßchen zum Pfarrdorfe dahin, das meist zwischen dichtem grünen Gebüsch und mancher mächtigen Eiche oder Ulme hinzieht, die am Raine stehen bleiben als ein durch Jahrhunderte von Allen geschonter Schutz und Schmuck. Manchmal blieb er stehen, drehte sich mit geschwungenem Hute jauchzend auf dem Absatze herum und focht mit Hand und Clarinette in der Luft, daß es den von fern heran Kommenden wohl befremdlich erscheinen mochte.

Die Nächste unter diesen — es waren allerlei Kirchgänger, die von den zerstreuten Einzelhöfen herniedereilten — war ein Mädchen, das, schon ein wenig der ersten jugendlichen Blüthezeit entwachsen, durch die Pracht und Kostbarkeit des Anzugs es verdecken zu wollen schien, daß diese Blüthe überhaupt eine nicht sehr reiche gewesen war. Die ganze Gestalt mochte der bildenden Natur etwas zu hager und dürftig gerathen sein, denn die von dem kurzen weißen Hemdärmel unverdeckten Arme waren ohne Rundung, und im Gesicht streckte sich eine beträchtliche Nase, deren Schärfe nur von dem spitzen Kinn übertroffen wurde. Dafür trug sie um den Hals eine zwanzigfache Goldkette, mit Gestein und Perlen besetzt; Fürtuch und Aermel waren mit kostbaren Spitzen eingefaßt, und das überreiche Silbergeschnür mit all' den daran baumelnden Schaustücken, Schnürstiften und Schatzthalern war sicher, nicht so leicht durch ein anderes verdunkelt zu werden. Beim ersten Anblick machte die Waben (Barbara), des reichen Landkrämers einzige Tochter und Erbin, einen fast sonderbaren

und keinenfalls einen gewinnenden Eindruck; man mußte erst länger mit ihr gesprochen haben, um gewahr zu werden, daß aus dem auch von Sommersprossen nicht verschont gebliebenen schneidigen Angesicht ein paar gutherzige und nur etwas listige Augen blickten, deren Wasserblau sogar recht anmuthig zu erglänzen vermochte.

Die Kramer-Waben war von der gewöhnlichen Schwäche alternder Mädchen nicht frei geblieben, welche aus Besorgniß, nicht unter die Haube zu kommen, anstatt sich finden zu lassen, anfangen, selbst auf das Suchen auszugehen. Sie fehlte bei keinem Feste und war immer eine der Aufgewecktesten, und wenn sie auch nichts that, was geradezu Tadel verdiente, so verschmähte sie doch nicht, die Angel auszuwerfen und mit allerlei reizendem Köder zu versehen. Da war es denn gekommen, daß Mancher sich von der blanken Lockspeise des Reichthums verführen ließ, aber, eh' er noch vollständig angebissen, darin das verborgene Häkchen erspürte und hurtig sich wieder los zu machen trachtete. Auch der Musikant war einmal solch' ein dickes Fischlein gewesen; die Fischerin hatte sogar besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden wegen seiner Lustigkeit, die ihn überall zum gern gesehenen Gesellschafter machte. Auch er hatte eine Anwandlung gehabt, in welcher es ihm bequemer erschien und einträglicher, den Bauern, statt ihnen bei Hochzeit und Kirchweihe für einige Gulden zum Tanze aufzuspielen, ihre schweren Kronthaler abzunehmen für leichtes Tuch und noch leichteren Seidenkram; als er sich aber diese Lebensweise näher besah, war ihm die Lust vergangen, er zappelte und riß so lange, bis er frei war, und hatte die Rückkehr in das freie Element, in dem er nun erst doppelt wohlig hin und wider schoß, statt mit einem wunden Kiefer mit einem schmerzlichen Rückzuge erkauft, denn der alte Krämer verstand keinen Spaß und hatte, als er wußte, woran er mit ihm war, dem unver-

lässigen Freier in fühlbarer Weise gezeigt, wo der Zimmermann eine Oeffnung gelassen hatte. Es war ihm zwar manchmal seither schlimm ergangen und kümmerlich, und nicht selten fiel ihm ein, wie er es nun gut haben und in aller Ruhe und Behäbigkeit in dem Krämerhause sitzen könnte, anstatt mit der Clarinette durch das Unwetter und Gestöber eines stürmischen Wintertags zu wandern; wenn er sich aber die „schneidige Kramer-Waben" neben sich dachte, mit dem hagern Gesicht und dem Auswuchse an der einen Schulter, die durch alles Ausstopfen nicht dazu zu bringen war, der gegenüberliegenden gleich zu werden, dann wies er die Lockung von sich und war mit seinem Schicksal mehr als zufrieden.

Nach all' dem war es begreiflich, daß, als sie in dem lustigen Morgenwanderer den frühern Bewerber erkannte, das Verlangen in ihr erwachte, den Grund dieser besondern Fröhlichkeit zu erfahren. Sie verdoppelte ihre Schritte und kam, als es eben um eine Ecke ging, aus den Büschen hervor, unbefangen und wie unerwartet, ihm in den Weg.

„Guten Morgen, Muck'l," sagte sie mit ihrem freundlichsten Gesichte, „was für ein Glück ist denn Dir in die Haut geschossen, daß Du heute schon so gar alert bist?"

„Guten Morgen auch," erwiderte der Musikant etwas überrascht und mit einem kurzen Seitenblicke auf die Grüßende. „Weißt ja, was ich für ein narreter Ding bin! Ich kann lachen über ein' Vogel auf der Stauden, und nachher," setzte er kichernd hinzu, „nachher gieb'ts oft allerhand, was man nit sagen kann . . ."

„O, ich verlang's nit zu wissen!" rief sie, schnell verletzt. „Kannst Deine Geheimniss' schon für Dich behalten! Die Mutter laßt Dich fragen, warum Du denn gar nimmer einkehrst bei uns?"

„Ist's wahr?" entgegnete er. „Laßt sie mich fragen?

Dann soll sie sich nur vom Kramer, von ihrem Mann, die Antwort sagen lassen . . ."

„Ach nein," entgegnete das Mädchen unbefangen, „Du mußt dem Vater nichts nachtragen, Du kennst ihn ja und weißt, daß er ein rescher (rascher) Mann ist . . ."

„Wie sie schön thun kann, die Kramer-Waben!" dachte Clarinetten-Muck'l, mit einem wiederholten Seitenblicke. „Wenn man sie blos reden hört, meint man Wunder, wo die Stimm' wohl herkommt, aber wenn man sie sieht mit der spitzen Nasen und dem spitzen Kinn . . . Nichts da, da sitzt der Teufel d'rinn'! . . . Ich kann nit kommen, Waben," sagte er dann, zu ihr gewendet, „ich hab' gar viel zu thun und bin nit in die Gegend 'kommen . . ."

„Das ist nit schön von Dir . . ." erwiderte die Waben coquett, „Du bist auch auf dem Marbacher Kirchweih' nit gewesen und hast es doch versprochen gehabt, und ich hab' Dir den Kehraus aufgehoben bis zu allerletzt . . ."

„Du meinst es ja gar schmalz-gut mit mir!" rief er. „Selbige Zeit war ja die Hochzeit vom Mauerwirth, in Holzkirchen d'rinnen, einen solchen Verdienst hab' ich nit auslassen können . . ."

„Ach mein — die Hochzeit ist ja schon drei Wochen ehender g'wesen . . ."

„Was Du nit sagst! Ja, mir kommt Alles durcheinander, und ich weiß oft gar nit, wie ich in der Zeit bin!"

„Thät'st Dich kaum mehr auskennen, wenn Du zu uns kämst . . ."

„Ei — warum denn?"

„Der Vater hat bauen lassen, eine große prächtige Stuben und zwei Kammern ... er meint, wenn's halt doch über kurz oder lang eine Veränderung abgeben thät' . . ."

„Was denn für eine Veränderung?"

„Das ist eine g'spaßige Frage . . . Der Vater meint halt, ich werd' bald Hochzeit machen . . ."

„Ja so — da hat er freilich Recht! Und jetzt seh' ich es erst, daß Du schon aufgeputzt bist, nochmal wie eine Hochzeiterin! Du gehst wohl schon zum Stuhlfest machen, oder was hast im Sinn?"

„Du könntest es leicht errathen — weißt ja, daß heut' in Schliers drüben die Sichelhenk' g'feiert wird und das Erntefest . . ."

Muckel hatte über dem Gespräche ganz vergessen, was ihn vor der Begegnung so sehr erlustigt hatte, jetzt fiel es ihm wieder ein und packte ihn mit doppelter Gewalt.

„Zum Erntefest?" rief er und konnte es vor Lachen fast nicht herausbringen. „Und Du bist wohl gar . . . Du bist eine von den Prangerinnen?"

„Warum sollt' ich nit?" fragte sie bös. „Hast 'was einz'wenden dagegen?"

„Ich? O nein . . ." rief er und lachte immer unbändiger. „Es ist mir nur 'was eing'fallen . . . ich hab' mir nur vorgestellt, was das für Augen geben wird . . ."

„Du bist ein grober, ein unnützer Bursch'!" unterbrach sie ihn zürnend. „Ich kann so gut Prangerin sein, wie jede Andere — wer kann mir 'was Unrechtes nachsagen? — Wart' nur, Muck'l, das ist Dir nit g'schenkt . . . ich muß nur den Vater noch einmal über Dich schicken, damit er Dir's austreibt, die Leut' zu verspotten . . ."

Sie war roth und bleich geworden vor Aerger; mit einem Satz war sie durch den beras'ten Straßengraben gelaufen und im Gebüsche verschwunden.

Muck'l kehrte sich nicht daran und beachtete ihre Entfernung kaum; er war zu sehr mit dem lustigen Bilde beschäftigt, was Freund Vest'l für ein Gesicht schneiden werde, wenn der Zufall die schneidige Kramer-Waben auf den gewählten entscheidenden Platz stellen würde: das kam

ihm so lächerlich vor, daß er auch in den Graben sprang und sich auf den Rasen warf, die Clarinette neben sich — lachend, daß ihm die Augen übergingen, und mit den Beinen zappelnd.

Ein paar Bursche, mit denen er schon manche Nacht durchjubelt, kamen des Wegs, blieben vor ihm stehen und wurden von dem Anblick angesteckt, daß sie in das Gelächter einstimmten und dessen Ursache zu erfahren verlangten. Der Musikant vermochte es nicht, seinen Schatz länger allein zu bewahren — hatte es doch keine Gefahr mehr damit, denn die Entscheidung stand unaufhaltsam vor der Thüre, und die bewährten Genossen durfte er ja sicher in's Vertrauen ziehen: je mehr Eingeweihte um das Geheimniß wußten, desto lustiger ward die Geschichte, desto größer der Spaß. Der Drang der Mittheilung siegte über die Klugheit, und bald wußten die Bursche, die sich nebenan im Grase gelagert, was gestern Abend am Brunnhofe geschehen und beredet worden, und schritten unter lautem, gemeinschaftlichem Lachen und Scherzen eilends dem Dorfe zu.

Eben ertönte das zweite Glockenzeichen vom Pfarrthurme.

Sie waren noch nicht weit, als an ihrem Lagerplatze das Gebüsch vorsichtig aus einander schlug, und die listigen Augen der Krämerstochter ihnen nachfunkelten. Sie hatte erst einige Schritte gemacht, als sie, sich umwendend, die Bursche gewahr ward, wie sie bei Muck'l stehen blieben, dann sich zu ihm setzten und in sein schallendes Gelächter einstimmten. Ihnen hatte er also den Grund seiner Lustigkeit mitgetheilt — sie war gewiß, daß es etwas sein müsse, was auch sie betreffe . . . Unbeachtet, langsam und geräuschlos schlich sie zurück und kauerte hinter der Hecke nieder; konnte sie auch nicht Alles verstehen, so viel ward klar, daß es eine Hochzeit galt und vorher eine Braut-

schau, und daß auch der Musikant, der sie so sehr beleidigt, eine Wahl getroffen habe . . .

Mit geballter Faust drohte sie dem Dahineilenden nach; als sie an einen Seitenpfad kam, lief sie, so steil er war, keuchend hinan, noch vor ihnen das Dorf zu erreichen.

In diesem war es indessen schon einsam und still geworden, das dritte Zeichen war verhallt, die Gemeinde war in der Kirche versammelt und harrte des beginnenden Gottesdienstes. Aber Minute um Minute verging, ohne daß der Pfarrer an den Altar trat, und die andächtigen Köpfe, besonders der Weiber, fingen an, sich gegen einander zu neigen und zischelnd nach dem Grunde der unbegreiflichen Zögerung zu forschen.

Niemand aber schlichen die Augenblicke mit so peinlicher Langsamkeit dahin, als Sylvester, der sich bis an das Marmorgeländer vorgedrängt hatte, welches das Kirchenschiff von dem erhöhten Hochaltare trennte, und von dem aus die ganze Kirche zu übersehen war. Er befand sich in einer sehr aufgeregten, höchst eigenthümlichen Gemüthsstimmung: im Augenblicke der Ausführung erst stürmten alle die Bedenken auf ihn ein, die in jenem des kecken Entschlusses unbeachtet bei Seite geworfen worden waren. Es war etwas in ihm, das ihm sagte, die Base habe Recht gehabt mit ihrer Warnung, er sei daran, einen Frevel zu begehen, einen Frevel am Hause des Herrn und an einer so ernsten Angelegenheit. Es engte und zwängte ihn auf der Brust, daß ihm fast der Athem verging; er wollte hinaus eilen in's Freie, um frische Luft zu schöpfen, aber das Gedränge, das ihn umgab, machte das unmöglich, und in den Knieen, die auf der Jagd bei manch verwegenem Klettersprunge nicht gezittert hatten, begann es unsicher zu werden. Dazwischen mahnte er sich selbst wieder und schalt sich aus ob seiner feigen Kleinmüthigkeit,

und daß er nicht die Kraft habe, ein gegebenes Wort einzulösen, ein einmal begonnenes Unternehmen auch durchzuführen. Fast wollten in diesem Widerstreite die weichern Regungen die Oberhand gewinnen, als die Orgel einen langgehaltenen tiefen Ton anschlug, zum Zeichen, daß der erwartete Zug die Kirchenschwelle betreten habe.

Unwillkürlich schloß Sylvester die Augen, als die Mädchen an seinem Platze vorüberschritten; er wollte sie nicht eher sehen, als bis sie vor dem Altare aufgestellt sein würden. Desto größer war die allgemeine freudige Theilnahme der frommen Gemeinde, und die Prangerinnen, meist schöne Gestalten mit klaren Augen und offenen, unverdorbenen Gesichtern, in ihren weißen Röcken, dunklen Miedern, mit den Rosmarinzweigen im Haare und den Aehrengarben, Blumensträußen und Fruchtgewinden in den Händen, gewährten auch einen Anblick, der wohl jedes Herz zu bewegen vermochte, das noch eine verwandte Regung für einfache Schönheit hatte, für schlichte Unschuld und kindergläubige Frömmigkeit.

Jetzt ward es still; der Lehrer droben auf der Orgel stimmte an: „Hier liegt vor Deiner Majestät — im Staub die Christenschaar" — die Klingeln der Ministranten verkündeten, daß der Pfarrer zum Hochamte an den Altar getreten sei — die Prangerinnen mußten nun aufgestellt sein, im weiten Halbkreise . . .

Jetzt wagte es Sylvester, die Augen zu öffnen, einen furchtsamen Blick nach der Evangeliumseite zu werfen . . . schnell wie ein ertappter Uebelthäter wollte er wieder hinwegblicken, aber er kam nicht mehr los, sein Auge wurzelte fest und immer fester an der gesuchten Stelle. Er besann und fragte sich, ob er denn träume; er rieb sich die Augen, um recht klar zu sehen . . . die Gestalt, das Antlitz, das er erblickte, blieb und blieb — es war kein Traum, keine Täuschung . . . die fünfte der Prangerinnen an der

Evangeliumseite, die zweite vom Altare her, war seine schöne Gegnerin, die Waldsängerin vom Kohlenmeiler ...

Im ersten Augenblicke durchfuhr es ihn wie Schrecken, blitzartig wie Flugfeuer zuckte es ihm durch Sinn und Herz und verzehrte mit einem Schlage Alles, was darin gehaus't hatte von hochmüthigen, hinterhältigen oder widerstrebenden Gefühlen, und wie entfesseltes Wasser aus einer Schleuße goß sich der siegende Strom der Liebe triumphirend durch sein ganzes Wesen.

Er stand und schaute und schaute und stand wieder und war wie versteint — darüber ward er gar nicht gewahr, daß bald nach dem Eintritt des Zuges auf dem Orgelchore arges Gepolter entstanden war: eilige Schritte kamen die Treppe herab. „Kein Wunder," sagte eine Bäuerin zu der andern, „es ist so voll und dunstig in der Kirch', kein Wunder, wenn Einem nicht gut wird!"

Der, dem ‚nicht gut' geworden, war kein Anderer, als der Clarinetten-Muckel . . . ein halber Blick auf den Zug der Prangerinnen war für ihn hinreichend gewesen: die schneidige Kramer-Waben mit der hohen Schulter war die von ihm erkorene Ehrenführerin.

Der Gottesdienst ging seinen feierlichen Gang. Bald war der Segen über alle Frucht gesprochen, daß sie ergiebig sein möge und gedeihlich; die Prangerinnen hatten ihre Körbchen, Garben, Büsche und Kränze zierlich niedergelegt auf den Altar und die Stufen davor; das Ite, Missa war gesungen, und auf den Weihrauchwolken verschwammen die letzten wehmüthig feierlichen Töne des Orgelnachspiels, das die Andächtigen aus der Kirche geleitete und ihnen nachklang, wie die Erbauung, welche ihnen darinnen geworden.

Wie ein weltlicher Widerhall begrüßten sie von draußen andere Töne — durch den klaren, angenehm sonnigen Herbstmittag klang es vom Wirthshause her hell und

dumpf, schmetternd und schnurrend, Trompete und Baß, sich lustig einübend für den frohen Schluß des Festtages, den nachmittägigen Tanz. Die Einwohner des Dorfs ließen sich nicht verlocken, ihrer wartete die Mahlzeit am nahen eigenen Herde; von den Auswärtigen aber ließ Mancher sich verleiten, vor der Wanderung Halt zu machen und eine kleine Stärkung mitzunehmen auf den Weg.

Vor der Kirche aber, da, wo der Weg zum See hinunter sich um die Friedhofmauer wendet, da stockte der Menschenstrom; Alt und Jung drängte heran und bildete eine schmale Gasse, durch welche die Prangerinnen herangeschritten kamen; sie wanderten dem Pfarrhofe zu, denn die Köchin und Schwester des alten Pfarrers war es ja, bei der die Mädchen sich zu solchen Anlässen immer versammelten: verstand es doch Niemand besser, sie einfach und doch so recht sinnig zu schmücken, als das alte freundliche Fräulein, von der noch kein Mensch ein übles Wort gehört oder eine unliebe Miene gesehen. Der Pfarrer aber, der den Brauch, wie manche andere sinnige Freude, eingeführt hatte in der Gemeinde, ließ es sich nicht nehmen, die Jungfrauen nach dem Gottesdienste mit einem Stück Kuchen zu bewirthen und einem Gläschen süßen Wein, den er eigens deshalb verschrieb aus dem nahen Tirol.

Zu vorderst an den Stufen stand Sylvester, hinter ihm, halb versteckt in den Hollundersträuchen des Wegs, Muckel mit trostlos verzogenem Angesichte.

Sylvester wollte die Erwählte noch einmal sehen; sie kam heran und schritt vorüber, schlicht und unbefangen und doch schüchtern ob der drängenden Menge; sie erhob die Augen nicht von dem Gebetbuche, das sie in den Händen hielt, und um das ein Rosenkranz geschlungen war . . . des Burschen ganze Seele war in seinen Augen, sie schien ihn nicht zu gewahren, und doch regte sich ein nie gekanntes

Entzücken in ihm, denn trotz ihrer Achtlosigkeit glaubte er zu bemerken, daß im Vorüberschreiten eine leise Bewegung sie überflog, und das Roth ihrer Wange sich tiefer färbte.

Er stand noch an seinem Platze und starrte nach dem Eingange des Pfarrhofes, in dem sie verschwunden war; Muckel hatte sich auf die Stufen niedergesetzt, er war so matt in den Beinen, als hätte er drei Faschingsnächte hindurch zum Tanze geblasen.

„Nun," sagte er endlich, „bist ganz verzuckt? Mir scheint, Du bist ganz wohl zufrieden mit dem, was ich Dir zugebracht hab'. . . und Du hast wohl auch Ursach' dazu!"

„Muck'l . . ." erwiderte Sylvester halblaut und haschte nach der Hand des Freundes . . . „ich weiß selber nit, wie mir ist! Ich kenn' mich selber nimmer mehr . . . aber ich bin der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden, wenn das Madel nit mein wird."

„Dein werden! Warum sollt' sie nicht? Du bist ein sauberer Bursch', bist jung, reich — sie ist arm wie eine Kirchenmaus, sie wird mit allen zwei Händen zugreifen! Du kannst lachen — aber was fang' ich an? An mir ist das Trumm' aus'gangen!"

„An Dir?" fragte Sylvester zerstreut.

„Etwan nit?" rief der Musikant und fuhr sich, da die Haare fehlten, wie trostlos über die Glatze. „Hast etwan in Deiner Verzuckung gar nit einmal geseh'n, was mir passirt ist? Ich hab' mich aufgeopfert wegen Deiner, und jetzt soll ich das Bad austrinken für Dich? . . . Du hast wohl gar nit geseh'n, wer die Ehrenführerin war? Die Kramer-Waben mit ihrem Buckel und ihrer spitzigen Nasen! Und die soll ich heirathen? Lieber schau' ich, wo der Schliersee am tiefsten ist . . ."

„Du mußt Wort halten . . ." rief Sylvester, „ich will keine gesunde Stund' mehr haben, aber ich hätt's auch gehalten, und wenn's noch so schlimm ausgefallen wär' . . ."

„Ja," entgegnete der Dicke mit bitterem Lachen, „Du hast jetzt gut reden hintennach! Aber mir ist's justament, als wenn ich mein Todesurtheil unterschreiben sollt' . . . und nit geschwind den Kopf herunter, nein, schön langsam und nach und nach gebraten bei einem Kreuzerkerz'l . . . Ich risquir' ja, daß sie mich beim ersten Bussel ersticht oder mitten von einand' schneid't, wie die eiserne Jungfrau!"

„Wenn ich nur wüßte, wer sie eigentlich ist!" rief Sylvester vor sich hin; er war zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt und hatte die Lamentation des betrübten Clarinettisten ganz überhört. „Wer ihre Eltern sind!"

„Wer sonst, als die Kramerleut', da oben, wo's gegen den Rohnberg hinauf geht? Der Vater ist eine lange, dürre Hopfenstang', und die Mutter . . ."

„Willst mich foppen?" unterbrach ihn Sylvester unmuthig. „Ich red' von der Meinigen . . . Von der möcht' ich 'was wissen!"

„Ja — von der weiß ich auch nit viel . . ." brummte Muckel, „aber da kommt die alte Austrags-Wirthin noch aus der Kirchen angehinkt . . . die kennt jedes Haushalten in- und auswendig, die kannst ausfragen . . ."

Die redselige Alte kam heran; Gruß und Ansprache ergaben sich wie von selbst, und es fiel nicht schwer, sie zur Mittheilung ihrer gesammten Wissenschaft zu bestimmen und das Brünnlein ihrer Rede plätschern zu machen. Was aber daher geplätschert kam, war wohl nur Wasser, aber rein, frisch und hell, wie es aus den Bergen quillt; auch die Klatschchronik des Dorfes wußte die klare Fluth nicht zu trüben. Die Alte wußte nicht genug zu rühmen, wie die Clar'l nicht blos ein braves Mädchen sei, eine gute Tochter und eine tüchtige Arbeiterin; wie keine Mühe ihr zu schwer sei, und keine Arbeit zu schlecht; wie sie immer fröhlich und guter Dinge sei, für Jeden ein freundlich

Wort habe und doch sich wieder ein Wesen zu geben verstehe, daß Keiner es wage, sie mit einem unrechten Auge anzusehen. Das habe sie erst in Tirol d'rinnen wieder gezeigt, wo sie, weil es den Eltern etwas sehr hinderlich gegangen, bei einem Verwandten mehrere Jahre gewesen und aufgezogen worden sei. Da sei in der Nachbarschaft ein Ritterschloß gewesen, und in dem Schlosse ein vornehmer junger Herr, dem habe das hübsche Mädel in die Augen gestochen, und er sei ihr nachgegangen und habe ihr das Blaue vom Himmel herab versprochen für ein gutes Wort und einen freundlichen Wink, sie aber habe ihm heimgeleuchtet, und wie er einmal eine Gelegenheit abgelauert, wo sie allein gewesen, und zudringlich geworden sei . . . „da," sagte die Alte lachend, „da ist sie nicht faul gewesen, hat das vornehme Herrlein um die Mitt' gefaßt, wie einen ungezogenen Buben, hat ihn in den Milchkeller hinuntergetragen und eingesperrt, und nicht eher heraus gelassen, bis Alles vom Feld daheim war und von der Arbeit, daß er sich nirgends mehr hat sehen lassen können vor Schand' und Spott und Gelächter. . . . Ihr fragt mich wohl," fuhr die Frau fort, „weil das Dirn'l heut' unter den Prangerinnen gewesen ist? Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte, und müßt' ich nit heim und nach der Kuchel schau'n, ich wollt' Euch davon erzählen, eine Stunde lang . . . Sie ist erst gestern heim 'kommen aus der Fremd' und hat wohl gar nit daran 'denkt, daß sie mit sollt' prangen geh'n, es ist ja allemal eine hübsch lange Zeit vorher, daß die Dirndeln dazu ausgesucht werden. Aber unverhofft kommt oft, und so ist's da auch wieder so 'gangen; die Schmied-Zenzi von der Einöd', die ist ausgewählt gewesen, die sollt' die Ehrenführerin sein . . ."

„Was?" rief Muck'l und sprang von seinem Treppensitze auf, als hätt' ihn eine Natter oder irgend ein Unthier

gestochen. „Die Schmied-Zenz'? Das bildsauberste Dirnd'l auf sieben Meilen Wegs, und nit die schneidige Kramer-Waben? Warum ist sie nachher nit Ehrenführerin gewesen? Wer hat sich unterstanden und hat sie mir aus-'tauscht?"

„Wer kann für's Unglück, wenn's Haus davon voll ist?" kicherte die Alte. „Gestern war die Zenz' noch hechten-gesund, über Nacht ist s' krank 'worden und liegt im Bett, über und über klitschroth, wie eine Kornrosen ... Das war keine kleine Verlegenheit, wie heut' der Zug in die Kirch' geh'n soll: Alle sind schon da fix und fertig, und die Ehrenführerin ist aus'blieben! Aber die Schwester vom Herrn Pfarrer, das alte Fräulein, die weiß Rath in Allem . . . die sieht die Kohlenbrenner-Clar'l, die vorbeigeht und an nichts denkt, als daß sie noch recht kommt zu Amt und Predigt; die muß herein und mag reden, was sie will, das Fräulein putzt sie auf, die Andern geben auch von ihrem Gewand, was sie nit ang'habt hat, und so muß sie mit in die Kirch' . . ."

Sylvester hatte schweigend zugehört; er war immer ernster und ernster geworden, und bei den letzten Reden hatte er den Hut in der Hand und fühlte es durch seine Seele gehen wie warmen Märzwind, der den Schnee mürbe macht, daß die ersten Blumenglocken darunter hervorbrechen können. „Ja," flüsterte er in fromm bereuender Regung in sich hinein, „ja, die Heirathen werden im Himmel geschlossen! Ja, das ist wahrhaftig eine Schickung ... ich dank' Dir, lieber Gott, daß Du's so gnädig g'macht hast mit mir . . . verdient hab' ich's wahrhaftig nit!"

Er eilte fort, unbekümmert um den Genossen, der seinerseits zu sehr mit sich selber beschäftigt war, um seine Entfernung zu beachten.

„Aber wie war's denn mit der Ehrenführerin?" fragte

Muck'l die Alte, die sich ebenfalls zum Gehen anschickte. „Wenn die Clar'l für die Kranke hat eintreten müssen, warum ist sie dann doch nit Ehrenführerin gewesen?“

„Ich hab' wahrhaftig keine Zeit mehr,“ sagte die Alte und wollte sich los machen, „das wär' auch wieder eine lange G'schicht . . .“

„Halt, Alte,“ rief Muck'l, „ich laß' Dich nit fort, und wenn Deine ganze Kuchel in Rauch aufgeht, das muß ich vorher wissen! Es ist meine Haut, um die es dabei geht! Wenn die Clar'l die Ehrenführerin hätt' sein sollen, dann gehört sie von Gottes und Rechtes wegen mir, und es kann leicht sein, daß die Waben auf'n Sylvester seinen Antheil trifft. . .“

„Das mußt halt mit der Waben ausmachen, Du narreter Ding,“ lachte die Alte, hinweg trippelnd, „der Clar'l ist's gleich gewesen, wo sie sie hingestellt haben, aber die Waben hat's verlangt, daß man sie zur Ehrenführerin machen sollt' . . . sie hat sich's eigens ausgebeten . . .“

„Ausge . . . . .“ stammelte der Musikant und sah der Alten mit offenem Munde nach. „Das gilt nit!“ rief er dann plötzlich und sprang vor Ingrimm mit beiden Beinen in die Höhe. „Die Clar'l war mir vermeint! Die Wab'n gehört dem Sylvester zu, er kann schauen, was er mit ihr anfangt! . . . Ausgebeten? Warum denn etwann?“ Im Augenblicke verstummte er wieder, denn wie ein Blitz schoß ihm die Antwort auf diese Frage durch den Kopf. „Herrgott, was geht mir auf einmal für ein Licht auf! . . . Wenn die Waben 'was gemerkt hätt'? . . . Ah, das kann ja nit sein. . . . Aber warum nit? Hab' ich mich nit an den Zaun hing'setzt und an die offene Straß' und hab's in Wind hinaus erzählt, wie ein Narr . . . Es ist nit anders! Sie ist in der Näh' gewesen und hat zugehört . . . und d'rum hat sie sich die Zugführerin ausgebeten. . . Aber nein, das gilt nit! So ist's nit aus-

gemacht worden . . . da thu' ich nimmer mit! Vest'l, he, Vest'l . . . wo bist denn? Das gilt nit. . ."

Er eilte fort, am Pfarrhofe vorüber; im nämlichen Augenblicke traten Clar'l und die Krämerstochter aus der Thüre. Er prallte zurück und machte einen Seitensprung, als er sie erblickte; sie aber lachte und nickte ihm zu mit der freundlichsten und vertrautesten Miene und rief: „Wo 'naus, Muck'l? Wie ist's, wann wollen wir denn d' Stuhlfest machen?"

Er war nicht aufzuhalten. „Wenn Pfingsten vor Ostern kommt, Du . . . Du Kreuzspinn', Du!" rief er im Entspringen, halb zurückgewendet, und verschwand um die Ecke.

„Lauter Neuigkeiten, die ich erfahr'!" sagte die Köhlerin. „Das hab' ich ja auch nit gewußt, daß Du mit dem Clarinetten-Muckel so gut bekannt bist! Seit wann denn?"

„Das will ich Dir wohl erzählen," sagte die Waben mit bissigem Lächeln, „jetzt ist ja keine Gefahr mehr dabei . . . aber komm' nur, ich möcht' den ersten Tanz nit versäumen, das können wir auch unterwegs ausmachen!"

Im Wirthshause war es schon lebendig und laut; in den Trinkstuben summte es wie in einem schwarmbereiten Bienenstocke, vom Tanzboden herab begann es zu poltern, und die Töne des ersten Ländlerischen machten die fröhlichen Paare drehen und sich schwingen. Die Kramer-Waben konnte es kaum erwarten, die Stiege hinauf zu kommen, ihre Gefährtin aber war nicht zu bewegen, ihr zu folgen; es war während des kurzen Weges, den sie mit einander durch das Dorf gewandert, eine große Veränderung mit ihr vorgegangen: der anmuthige Mund hatte sein liebliches Lächeln verlernt, und um die treuherzigen Augen zuckte und blinkte es, als entstehe eine Thräne darin.

Hastig eilte sie am Heckenzaune dem Gestade zu, sich über den See rudern zu lassen.

In der engen Gasse stand auf einmal Sylvester vor ihr.

„Wo 'naus, Dirn'l," rief er ihr entgegen, und seine Augen blitzten vor freudiger Erregung. „Hast'n Weg verfehlt? Dort hinum geht's zum Tanzboden!"

Als das Mädchen ihn erblickte, schoß ihr das Blut in's Gesicht, aber sie faßte sich rasch und entgegnete, zur Seite weichend, in fast nur unmerklich bebendem Tone: „Kann sein — mein Weg führt nit zum Tanzboden!"

„Wär' nit übel!" lachte er in der seligen Ausgelassenheit seines Glücks. „Die schönste von den Prangerinnen darf beim Erntetanz nit fehlen! Komm' mit, Clar'l, wir müssen wieder gut Freund werden mit einander, wir tanzen mit einander, wir schwatzen mit einander ... o mein! Ich hab' Dir so viel zu sagen ..."

„Ich hab' nichts zu schaffen mit Dir," sagte sie finster, „und will nichts zu schaffen haben; geh' mir aus dem Weg!"

„Oho, bist noch fuchtig, Madel? Wirst schon wieder gut werden, hör' mich nur erst an, und tanzen mußt Du mit mir, das hab' ich mir einmal vorgenommen und lass' Dich nit aus ..."

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihm ein gut Theil seiner zuversichtlichen Laune raubte. „Müssen?" sagte sie. „Nit auslassen? Hätt'st Schneid' über ein einschichtig's Madel, wie über die armen Rothkröpfeln mit Dein' Netz?"

Sylvester zuckte zusammen und trat erbleichend einen Schritt zur Seite ... „Das dürft' mir kein and'rer sterblicher Mensch sagen, als Du..." stammelte er, „aber es mag geh'n, wie's will, anhören mußt mich doch, ich hab' ein ernsthaftes Wort mit Dir zu reden ... Du

kennst mich ja noch gar nit, Du weißt ja gar nit, wer ich bin . . .“

„O,“ erwiderte sie, „ich kenn' Dich wohl, Vest'l; wenn Du's auch vergessen hast, ich denk's noch wohl, wie wir wir mit einander gespielt haben, als kleine Kinder . . . Ich bin dazumal in Fischhausen gewesen beim Fischer, weil der Vater seine Kohlhütten im Josephsthal d'rinnen gehabt hat . . . da bist Du manchmal mit dem Vetter hereingekommen zum Kirchenbauern, dann haben wir am See gespielt mit einander . . .“

„Ja, ja . . .“ rief der Bursche mit aufleuchtenden Augen, „das hab' ich nit vergessen! Und das bist Du gewesen? Und wie ich mich einmal zu stark hinausgebeugt hab' über'n Kahn und bin hineingestürzt in den See . . . da ist das Kind hineingewatet und hat mich herausziehn'n wollen und wär' mit mir ertrunken, wenn nit justament der Vetter herzu 'kommen wär' . . . Und das bist Du gewesen, Clar'l? Weiß Gott, ich hab' Dich nit wieder erkannt, aber jetzt weiß ich, warum Du mir gleich so eigen vor'kommen bist, warum's über mich 'kommen ist auf einmal, gerad' wie wenn der Blitz einschlagen thät'... Clar'l, geh' nit fort, bleib' bei mir, Clar'l . . . schau', ich hab' Dich so gern!“

Sie stand mit glühenden Wangen und gesenkten Augen, aber regungslos. „Es ist nit wahr . . .“ sagte sie und wollte an ihm vorüber.

„Nit wahr? Ich will Dir den Beweis geben dafür! Mein Vetter ist gesinnt, mir Haus und Hof zu übergeben . . . nichts brauch' ich mehr, als ein Madel, das Brunnhoferin wird . . . Sag' Ja, Clar'l, und auf Heilig-Drei-König ist Hochzeit! . . . Glaubst mir noch nit?“

„Es ist doch Alles, Alles nit wahr . . .“ wiederholte sie, beinahe wehmüthig, aber fest.

„. . . Madel . . .“

„Du weißt gar nit, was das heißt, Jemand gern haben, so recht gern, von Herzensgrund!“ fuhr sie fort. „Du bist ein eigensüchtiger Mensch, der an Niemand denkt, als an sich selber! . . .“

„Aber Clar'l!“

„Ob's etwann anders ist? Deinem Vettern zum Widerspielen bist statt einem Bauern ein halbeter Jäger 'worden; wann's ihn auch 'kränkt hat — nur weil Dir selber das Herumschlenzen lieber gewesen ist! Dein Vetter verlangt, Du sollst den Hof übernehmen und Dir eine Bäu'rin suchen; Du thust ihm den Willen, aber wie? Auf Deine eigensüchtige Weis'! Wie's Dir gefallt in Dein' übermüthigen Sinn, Du treibst Dein G'spött mit der Lieb', mit der Kirch' und mit unserm Herrgott . . . Aber auf Eins,“ fuhr sie näher tretend fort, „auf Eins hast doch nit 'denkt, Du übermüthiger Bue . . . ob Dich das Madel auch mag, die die Fünfte ist auf der Evangeliseiten . . .“

„Das weißt Du . . .“ rief Sylvester bestürzt.

„Wohl weiß ich's und mehr . . . und darum weiß ich auch, daß Du gar kein' Ahnung davon hast, was das heißt, Jemand gern haben, so recht von Herzensgrund gern, und daß Du nur Dein' Muthwillen treiben willst mit mir! Wer sich ein Weib aussucht durch's Loos und durch's blinde Ungefähr, der taugt nit zu mir, und wenn er zehn Bauernhöf' hätte, und ich noch zwanzigmal ärmer wär', als ich bin! B'hüt' Dich Gott, Sylvester . . . es ist schad' um Dich . . . aber wir Zwei kommen nit zusammen!“

Sie ging; sie hatte mit Strenge gesprochen, aber durch die Strenge klang der Schmerz, bebte die Wehmuth, so sprechen zu müssen.

Vernichtet, keines klaren Gedankens fähig, starrte ihr Sylvester nach.

Eine schöne, reine Gluth war angefacht in den beiden

Herzen, aber eine finstere Aschenschicht legte sich erstickend auf die glimmenden Kohlen.

---

3. Christmette.

„Tausend, tausend! Ist das eine Kälte, das Holz im Ofen könnt' gefrieren! Es schneidet Einem fast das Gesicht aus einander, und die Haut bleibt schier hängen, wenn man das Thürschloß anfaßt! Ich mein', ich höre die Füchse bellen, dort drüben am Waxenstein!“

Es war die Hauserin vom Brunnhofe, welche auf diese Weise mit sich selbst plauderte; sie stand unter der Thüre des Hauses, hauchte sich in die erstarrenden Hände und blickte nach allen Richtungen umher in der schneebedeckten, dämmerverhüllten Wintergegend. Das Bild war, wie es vor Wochen gewesen, voll einfacher, schweigender Erhabenheit, nur die Farbengebung war eine andere — das Grün der Matten und Hänge war zum hellen, eintönigen Weiß geworden, von welchem nur strichweise die graubraunen, laublosen Buchenstämme sich abhoben, oder die Tannenwälder mit ihrem schwarzdunkelnden Grün, oder die blauen Schatten, mit welchen die Häupter und Schluchten der Berge sich selbst abzeichneten auf dem lichten, gleichgespannten Grunde. Wieder verriethen nur noch die fernen Rauchsäulen, wo das Leben des Dorfes um Herd und Ofen zusammengeflüchtet war; nichts ließ sich vernehmen, als manchmal ein dumpfer Knall, wenn droben im Bergwalde ein Stamm unter der Schneelast brach, oder der See den Eispanzer zu sprengen suchte, in den er eingezwängt war — über all' dem ein frischer, klarer Himmel an dessen Saume ein winterliches Abendroth erkaltete.

„Schaust Dich nach dem Wetter um, Hauserin?“ fragte es von unten nach der Schauenden herauf, die eben kopfschüttelnd in's Haus zurückkehren wollte. „Das giebt einmal kalte Feiertage — ich weiß schier seit meiner Jugend nimmer, daß wir solche Weihnachten gehabt haben . . .“

„Wer bist?“ fragte die Hauserin entgegen und machte einige Schritte gegen das Geländer; der an der Oberfläche gefrorene Schnee trug sie und brach unter ihren Schritten nicht ein. „Die Boten-Liesel!“ sagte sie dann, als sie der Redenden ansichtig geworden; es war ein altes Mütterchen, über und über und doch nur dürftig verhüllt, das Gewand war bereift, und auf dem Tuche vor dem Munde lag eine Eiskruste, vom Athem gebildet. In der einen Hand trug die Alte einen starken Stock mit Eisenspitze, mit der andern hielt sie einen Strick, an den ein kleiner Schlitten gebunden war, bepackt mit allerlei Bündeln, Körben und kleinem Geräthe, daß es eine ziemliche Beschwer sein mochte, die Last so fortzuschleifen durch den tiefen Schnee und auf all' den holperigen Wegen. Wohl hatte die Frau sich dabei Hülfe und Unterstützung zu schaffen gewußt, denn neben ihr war ein Hund vor den Schlitten gespannt, ein schwarzes, zottiges und unscheinbares Thier, aber was es ihr ersparte, mochte auch nicht viel bedeuten, denn der Hund war als solcher nicht viel jünger als seine Herrin; er schien müde und hatte den Augenblick des Stillstands sofort benutzt, sich ausruhend in den Schnee zu legen.

„Bist auch noch unterwegs?“ fuhr die Hauserin fort. „Du arme Haut! Und in dem dünnen Gewand'l da! Komm' doch morgen zu mir — ich hab' einen alten Mantel liegen und eine warme Hauben — die kannst haben . . .“

„Vergelt's Gott!“ erwiderte die Botin, „ich kann's wohl brauchen. Die inwendige Wärm', die fangt halt an, so völlig auszugeh'n in mir, und da friert's Eins bis in

die Knochen hinein! Hab' mich verhalten in Miesbach d'rinnen, weil ich der Wirthin ihr neues Camisol hab' mitbringen sollen, da hab' ich warten müssen, bis es fertig geworden ist. Wir kommen alle Tag' ein bissel langsamer vom Fleck . . . ich und mein Bläß' da! Gelt, Alter?" sagte sie und wandte sich nach ihm; der Hund kroch ihr näher, als ob er Wort und Blick verstünde, und leckte der Herrin die magere, froststarre Hand. „Ja, ja — das machen die Jahr' — aber es thät' Alles nicht so viel, wenn das arge Wehthun und das Reißen nit wär' im linken Fuß! Den hab' ich mir einmal verstaucht, und seitdem — auf Lichtmeß jährt sich's wieder, da sind's volle sieben Jahr' — seitdem spür' ich das Wetter daran und könnt' einen Kalendermacher abgeben alle Stund' . . . Heut' ist's wieder recht bös', und d'rum mein' ich schier, die Kält' dauert nimmer lang' . . . Ich will machen, daß ich noch über den See hinüber komm' . . ."

„O, damit hat's keine Gefahr!" erwiderte die Hauserin. „Der See ist fest zu — sie sind gestern noch d'rüber gefahren mit einem vierspännigen Holzwagen!"

„Ja, ja," sagte die Alte mit bedenklichem Kopfschütteln, „gestern und heut'! Was kann nicht Alles gescheh'n zwischen gestern und heut'! Das Eis kann weich werden über Nacht, und es ist mir schon ein paarmal gewesen, als wenn mich so ein warmer, flauderischer Wind anblasen thät', und das Reißen, das Reißen! Aber ich muß mich tummeln, daß ich noch in's Dorf hinüber komm' . . . morgen will ich mich schon einstellen, will gute Feiertag' wünschen und den Mantel holen und die warme Hauben . . . Gute Nacht derweil, Hauserin! Gehst doch auch in die Metten hinüber?"

„Das versteht sich!" erwiderte die Hauserin und ging. „B'hüt Gott derweil, Lisel — komm' gut heim!"

Sie machte einige Schritte gegen das Haus und gewahrte jetzt erst, daß der früher frostharte Schnee unter

ihr einsank. „Schau," dachte sie, „der Schnee will ableinen (schmelzen) — könnt' die Alte am End' doch Recht haben, daß sich die Kälten brechen will . . . Wenn nur der Schwager heim käm'! Wo er sich wieder verplauscht haben wird! Ich will nur das Essen vom Feuer stellen, sonst brat' Alles ein! Der Vest'l hat sich auch noch nicht seh'n lassen — aber der rührt eh' nichts an, bevor der Vetter daheim ist . . ."

Kopfschüttelnd und wie suchend ging sie um das Haus herum, die Gräd' entlang, welche gegen den Grasgarten und dessen Obstbäume hinlief, durch das vorspringende Dach vor Wind geschützt und vom Schnee frei gehalten. Sie spähte unter den dunklen Baumgruppen durch die Dämmerung herum, und ihr vorsichtiges Stillstehen zeigte bald, daß sie gefunden, wonach sie gesucht.

Unter den Bäumen, an einer von Hecken eingeschlossenen Stelle, stand Sylvester und streute Brodkrumen und allerlei Sämereien auf den Schnee.

„Da bist Du ja!" sagte sie. „Hab' mir doch gar nit einbilden können, wo Du steckst. Thust heut' noch den Vögeln aufstreuen, wo sie doch alle schon lange schlafen . . ."

„Sie werden doch früher wach, als Unsereins," erwiderte Sylvester, ohne sich umzuwenden, und fuhr in seiner Beschäftigung fort, „es ist, daß sie morgen ihr Futter schon bereit finden . . ."

„Ich muß mich nur über Dich wundern," begann die Base, „was Du davon hast! Ist Dir doch sonst nicht eing'fallen, darum zu sorgen, ob die Finken und die Meisen und die Gimpeln 'was zu fressen haben im Winter — unser Herrgott hat ihnen die große Tafel gedeckt, wo sie alleweil ein paar Bröseln finden, und es fällt kein Vogel vom Baum, ohne sein' Willen. — Sonst hast doch wenigstens ein halb Dutzend Schlaghäuseln aufg'stellt und hast sie gefangen;

hat's doch oft in der Stuben und in Deiner Kammer ausgeschaut, wie bei einem Vogelhändler . . ."

Sylvester wandte sich mit rasch abwehrender Geberde, er schien etwas erwidern zu wollen und doch im Augenblicke sich anders zu bedenken. „Ich hab' mir's überlegt," sagte er, langsam dem Hause zuschreitend, „warum soll ich den Thierl'n ihre Freiheit nehmen, in der sie so lustig sind? Ich kann mir's einbilden, wie das thut, wenn man eingesperrt ist, und kann nimmer hinaus, wie man's gewohnt gewesen ist . . ."

Die Frau schritt bedächtig hinter ihm. „So, so?" murmelte sie. „Hast Dir's anders überlegt?" Und unwillkürlich mußte sie des Wortes der alten Lise gedenken, wie das Eis weich werden könne über Nacht, wenn es der „warme, flauderische Wind" anweht. „Was hab' ich Dir nur sagen wollen?" fuhr sie, wie ablenkend, fort. „Ja — richtig! Schon zwei Tag' hab' ich den Marder gespürt . . . man sieht die Spur ganz deutlich über den Zaun nach dem Hühnerstall zu — Du solltest aufpassen und ihn zusammenschießen, eh' er uns ein Dutzend Hendeln abkragelt . . ."

„Ich will's dem Hies sagen," erwiderte Sylvester bedächtig, „er soll sich auf die Pass' legen . . ."

„Der Hies? Warum thust Du's nit selbst?"

„Weil . . ." rief er und hielt inne; die Antwort schien ihm Ueberwindung zu kosten. „Weil ich nicht kann . . . meine Büchs' ist nicht im Stand . . . es ist 'was zerbrochen d'ran!"

Während des Gesprächs waren sie im Hause angekommen; der Bursche trat, als wollte er einer Fortsetzung ausweichen, in die Küche, wo auf dem Herde ein erlöschendes Feuer glomm: er setzte sich in die Ecke, nahm ein Scheit und den mächtigen Schnitzer dazu und begann so emsig Spähne zu schneiden, als thue es noth, noch eilig sein Tagewerk fertig zu bringen. Die Base machte sich am Herde

zu schaffen, blinzelte aber immer nach ihm hin und konnte sich wieder nicht enthalten, vor sich hinzubrummen oder nach dem landüblichen Ausdrucke „ein bissel laut zu denken"! „Ja, ja," meinte sie, „zerbrochen kann 'was sein — aber nit am Gewehr . . ."

Einige Secunden war es still — dann trat sie sachte hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laß ein gescheidtes Wort mit Dir reden, Vest'l," sagte sie. „Du gefallst mir gar nit mehr . . ."

„Warum?" fragte er kurz und ohne aufzublicken. „Thu' ich 'was Unrecht's?"

„Unrecht's! Was nit gar! Du bist ein braver Bursch', Du halt'st den Vetter in Ehren, denn Du thust, was er verlangt hat! Du hast keine Büchs' mehr angerührt seit der Sichelhenk', bist bei keinem Jagen mehr gewesen, bei keinem Schiesset . . . . Du hast kein Wirthshaus mehr g'seh'n, kein' Kegelstatt und kein' Tanz . . . Du arbeit'st den ganzen Tag und arbeit'st für ihrer Drei . . ."

Sylvester hielt mit Schnitzen inne und sah sie an. „Also bin ich ein ordentlicher Mensch, ein richtiger Bauer? Red' Basel, ich möcht's von Dir hören, daß ich ein richtiger Bauer bin."

„Das bist, Vest'l," bestätigte sie eifrig. „Das müßt' Dir Dein Feind nachsagen . . . Du bist überall der Erste, wo's Zugreifen heißt, und der Letzte, der die Händ' in den Schooß legt . . . und doch bist der alte Vest'l nimmer! Der Bub', der den Kopf sonst so hoch 'tragen hat und daher'gangen ist, als wenn ihn der Boden brennen thät'! Du bist stat und red'st nix und deut'st nix, und wann's Feierabend ist, kannst im Zwielicht dasitzen und vor Dich hinschau'n, ganze halbe Stunden lang . . . Was hast, Vest'l? Darf die alte Basel, die Mutterstell' vertreten hat an Dir, nit wissen, was Dich druckt?"

„Mich?“ fragte er abgewandt und scheu wie zuvor. Wüßt' nit, was mich drucken sollt'.“

„Red' nit die Unwahrheit!“ fuhr die Frau wieder fort. „Es nützt Dich doch nichts. Wenn Du Dich aber so anstellst, dann will ich, wenn ich auch nur eine alte Frau bin, Dir sagen, was vorgeht in Dein' jungen Gemüth! Du bist harb (unwillig) auf Dich selbst und bist zu stolz, es Dir selber einzugestehen . . .“

Er stieß ein kurzes Lachen aus, das ziemlich gezwungen klang.

„Dein hölzernes Gelachter macht mich nit irr', Vest'l! Ich weiß doch, was ich weiß, harb bist auf Dich selber, und das von wegen nichts And'rem, als von wegen der Brautschau . . .“

Sylvester lachte nicht mehr.

„Ich hab' Dir's gleich im Anfang gesagt, es ist ein Frevel, was Du Dir von dem Musikanten hast aufschwatzen lassen — aber Du in Dein' leichten Sinn hast es nit für möglich gehalten, daß Dein übermüthig's Herz sich auch rühren kann . . . D'rum hat Dir unser Herrgott gezeigt, daß er kein' Spaß mit sich treiben laßt; er hat Dir gezeigt, was er kann — er hat Dir gezeigt, was er für Dich bestimmt hat gehabt und aufgehoben, und hat Dir's wieder genommen. Du hättest können einen Schatz heben, aber Du hast ihn beschrieen, und nichts ist Dir übrig 'blieben, als der Verdruß über Dich selber . . .“

„Es ist nit wahr, Baf'l, . . . es ist nit das, was mich aus einander bringt — wenn ich es doch eingesteh'n muß . . . es ist das Gered', das dumme Gered', das überall herumgeht. Der Muck'l, die Schwatz-Mir'l, hat Alles ausgeplauscht; Jedes weiß davon, und ich kann mich nirgends mehr seh'n lassen. Ich fürcht', es thät' mich wer fragen oder spötteln oder gar Trutzliedeln singen auf mich, und das gäb' ein Unglück . . . denn ich thät's nit leiden!“

„Ja, ja," sagte die Hauserin nickend, „es ist schon 'was an dem, was Du sagst, aber das Wahre, die Hauptsach' ist's doch nit. Es nutzt Dich nichts, wenn Du vor mir Verstecken spielst, ich seh' Dir in's Herz, als wenn Du ein Fensterl unter'm Brustfleck hätt'st . . . Nit, daß die Leut' davon reden — daß das Dirn'l Dich abgetrumpft hat, das ist, was Du nit verwinden kannst. Spreiz' Dich, so viel Du willst, ich weiß doch, die Clar'l hat Dir's angethan, und wenn sie Ja gesagt hätte, Du thät'st die Leute wohl reden lassen, mein' ich alleweil . . ."

„Nein, Basel," rief der Bursche, der immer erregter zugehört, und warf den Schnitzer weg, „Du bist doch auf dem Holzweg. . . Ja, sie hat mir gefallen, ich will's nit leugnen: das Herz ist mir auf'gangen, und ich hab' gemeint, ich seh' einen Engel stehen, vorn an der Evangeliseiten, aber das ist lang' vorbei, verbissen und verwunden und verscherzt, sie hat mir die Leviten gelesen, daß mir die Augen auf'gangen sind sperrangelweit! Du sagst, ich wär' übermüthig? Sie ist's, Basel, Niemand als sie, wenn sie glaubt, sie darf einem richtigen Burschen und ehrlichen Bauern sein ehrlich's Wort vor die Füß' werfen, wie man kein' Bettelmann einen Pfennig hinwirft! Und Du sagst selber, ich bin ein richtiger Bauernbursch'!"

„Alles wahr, aber verdenken kann ich's dem Madel doch nit," erwiderte die Frau. „G'rad' viel kann sich ein Madel nit darauf einbilden, wann ihr ein Mannsbild einen Antrag macht, nit weil sie ihm gefallt, und weil er sie gern hat, sondern weil sie das Loos 'troffen hat . . . aber wer weiß, ob der erste Unwillen ihr nit lang' vergangen ist? Ob es ihr nit auch geht wie Dir, und ob sie nit anders reden thät', wenn Du ihr jetzt ein Wort vergönnen thät'st . . ."

„Ich?" rief Sylvester aufspringend. „Ich sollt' noch einmal hinsteh'n vor die trutzige Dingin und ihr wohl gar

ein gutes Wort geben? Eher sterben! Ja, ich hab' sie gern gehabt, zu tiefst von Herzensgrund gern, aber sie glaubt's ja nit, daß ich ein Herz hab'! Sie glaubt, daß ich gar nit weiß, daß ich keine Ahnung davon hab', was das heißt, Jemand gern haben ... und sie soll Recht haben in ihrer Gescheidtheit! Sie soll sehen, daß ich wirklich kein Herz hab', daß ich sie und die ganze Narrethei vergessen kann, als wie ..."

„Red' nit so daher!" unterbrach ihn die Alte. „Wenn Du Dich im Spiegel anschau'n könntest, dann würd'st sehen, daß Dein Geschau' zu denen Reden nit stimmt! Du hast die Narrethei nit vergessen ... aber wenn Du mit dem Madel nit reden willst, was meinst dazu, wann ich's probiren thät' und thät' anklopfen — weißt, so ganz fein und von der Fern'?"

„Basel," rief der Bursche noch erregter, „um Alles in Welt, thu' das nit! Wenn Du mich nur ein bissel gern hast, thu's nit! Schau, wenn ich wüßt', daß Du das thät'st, heut' noch ging ich aus dem Haus und morgen aus dem Dorf!"

„Na, na, ist schon wieder Feuer im Dach?" erwiderte sie lachend. „Wenn Du's nit haben willst, ich kann die Hand davon halten, ich kann's bleiben lassen! ... Aber wie soll's nachher mit Dir werden, armer Bub'?"

„Sorg' nit, Basel," entgegnete er, sich zusammennehmend, mit anscheinender Ruhe. „Ich werd's wohl zwingen, ich will tüchtig arbeiten, Tag und Nacht arbeiten, daß ich's bei Tag vergess' und bei Nacht verschlaf' vor Müdigkeit ... Ich hab' einmal zug'schaut, wie das wilde Feuer eingeschlagen hat im Wald, und wie der Forstner es an'gangen ist, daß er's überwältigt hat ... mit'm Löschen wär' nichts ausgericht' gewesen, aber so haben wir weit herum einen Graben 'zogen um die Brandstatt und haben das Holz ausgehau't rings herum; was d'rinnen war, das

haben wir verloren 'geben, und es hat einige Tag' gedauert, bis Alles niedergebrennt g'wesen ist zu lauter Aschen und Kohlen, aber das Feuer ist nit d'rüber hinaus gesprungen, und d'rum herum ist der Wald steh'n blieben, frisch und grün . . . So will ich's auch machen, Basel . . . aber der Hund rebellt draußen! Der Vetter kommt heim, ich hör' ihn schon; wann er so schreit, ist er übel aufgelegt, da will ich ihm lieber aus dem Weg gehen. . ."

Kaum war er durch die Hinterthüre aus der Küche geschlüpft, als der Brunnhofer schon die Hausthüre aufgerissen hatte und, den Schnee von den Füßen stampfend, durch den Gang herangepoltert kam. Er trug eine erwürgte, übel zerzauste Henne in der Hand. „Hab' ich's nit alleweil gesagt," rief er die Hauserin an, „der Mader wird so lang' um den Taubenkobel und um den Hühnerschlag herumschleichen, bis er ein Unglück angerichtet hat? Glücklicher Weis' bin ich just dahergekommen und hab ihn versprengt und hab' ihm das Hendel da noch abg'jagt! Wo ist der Vest'l? Warum hat er dem Mader nit aufgepaßt? Warum hat er ihm keine Fallen aufg'stellt? Warum hat er ihn nicht erschossen?"

„Na, sturmt's wieder?" entgegnete die Hauserin mit gelassenem Lachen. „Der Bub' wird bald gar nit mehr wissen, was er thun und lassen soll, daß er's recht macht! Erst soll er kein' Stutzen mehr anrühren, und nachher soll er wieder auf den Mader Jagd machen!"

„Will mich die Schwagerin trotzen?" fragte der Bauer und zündete paffend die ausgegangene Pfeife wieder an. „So ist's nit gemeint, das weiß sie recht gut! Ein richtiger Bauer muß auch umzugehen wissen mit einem Schuß, damit er dem Schelmenvolk und dem Raubzeug Eins auf den Pelz brennen kann, wenn's noth thut, darum kann er doch ein Bauer sein und braucht keinen Jäger zu spielen! Aber wo ist der Bub'? Er soll doch herkommen,

gleich auf der Stell'! Ich will meinen Zorn an ihm auslassen!"

„Wie kann ich wissen, wo er steckt?" fragte die Schwägerin ganz gleichgültig. „Hat lang' gewartet auf den Schwager, von wegen dem Essen; dann ist er fort, wird ihm wohl die Zeit lang geworden und der Appetit vergangen sein!"

„Mir ist er auch vergangen," brummte der Alte, „der Verdruß bringt mich noch um mit dem Buben, wenn nit ein End' hergeht!"

„Ich begreif' den Schwager nit, wie soll er denn ein End' machen?"

„Ja, wenn ich das selber wüßt'! Glaubt die Schwagerin, ich thät' dann lang' mit der Stang' im Nebel herumfahren? Stern-Sacra, das ist ja das Kreuz und das Elend! Es ist wahr, er hat mir den Willen gethan mit dem Jagen und Schießen, aber jetzt soll er mir auch mit dem Heirathen den Willen thun und soll nit herumgehen, als wenn ihm die Hennen das Brod genommen hätten! In der ganzen Gegend ist Alles voll von der Geschicht' mit seiner Brautschau; jetzt soll er's auch durchfechten und soll zeigen, daß er Schneid' hat und ein Madel zu kriegen weiß, und wenn sie sich noch so harb anstellt und noch so schiech! Ich kenn' das Madel, sie ist sauber, ist fleißig und ordentlich, und wann sie auch nichts hat, als wie sie geht und steht, sie bringt 'was in's Haus, was mir abgeht, ein' guten Humor und ein lachend's, ein freundlich's Gesicht ..."

„Wann der Schwager mit ihr ist, wie mit uns," entgegnete die Hauserin, „dann vergeht ihr das Lachen in den ersten vierzehn Tagen! Wann der Schwager freundliche Gesichter sehen will, da muß er nit selber den ganzen Tag herumgeh'n, wie ein verlegen's Donnerwetter!"

„Na, die Schwagerin wird doch nit empfindlich sein wollen," lachte der Bauer, „und wird ihr Gesicht ver-

gleichen mit dem von der Kohlenbrenner-Clar'l? Und kurz und gut, er hat sie sich ausgesucht und soll sie mir in's Haus bringen, so will ich's haben! Das ist eine Brunnhoferin, wie ich sie mir ein'bild't und gewünscht hab', da geht ein ganz anderes Leben an, wenn die kommt!"

„Da wird der Schwager schon müssen Geduld haben," sagte die Hauserin, nicht ganz ohne Gereiztheit, „da ist nichts zu machen: der Vest'l ist in der Sach' einmal zu bockbeinig und will von der Clar'l nichts mehr wissen, und wenn nit vielleicht mit ihr eher ein g'scheidtes Wort zu reden ist . . ."

„Stern-Sacra," brach er wieder los, „das ist ja eben mein Verdruß und mein Elend, daß das Madel, wenn's möglich wär', noch bockbeiniger ist, als der Schlingel von einem Buben! Ich will's der Schwagerin nur eingesteh'n . . . ich hab' mir's auf heut' verspart gehabt, auf den heiligen Abend, da bin ich hinüber in die Kohlhütten, mit dem Madel zu reden, und g'rad' komm' ich davon her! Ich hab' Zwiesprach' mit ihr gehalten und hab' ihr zugered't, der Herr Pfarrer könnt's nit besser machen und nit eindringlicher, aber es hat Alles nix genutzt, sie ist steif und fest dabei 'blieben und hat Nein g'sagt! Es ist mir wohl vorkommen, als wenn sie alleweil die Augen voll Wasser hätt' dabei, aber sie war nicht zu bewegen! Sie thät' sich Sünden fürchten, hat sie gesagt, auf eine solche Art und Weis' in den heiligen Eh'stand zu treten! . . . Sünden fürchten! Wahr ist's ja, so recht sauber ist die Art und Weis' nit . . . wie ihm solches Zeug nur einfallt, dem Kreuzkopf, dem verzwickten! . . . aber das ist ja doch nix als Spreizerei! Die ganze Welt ist verkehrt, sonst hat man Teufelsnoth g'habt, die jungen Leuteln aus einander zu halten: die Zwei sollten zusammen, sie können und möchten's heimlich auch, und wenn sie sich noch ärger verstellen, und die wollen nit! Thät' Noth, man thät' sie mit Gewalt zwingen zu einander!"

„Ich denk' halt," sagte die Hauserin, als sie zu Worte kommen konnte, „das muß man den jungen Leuten selber überlassen und der Zeit!"

„Hat sich 'was zu überlassen!" rief er wieder ärgerlich. „Als wenn viel Zeit zu verlieren wär'! Das Gered' und das Gefrag' und das Geschau' ist dem Madel schon zuwider 'worden, die Mutter ist wieder wohlauf, die Clar'l will fort, morgen, in aller Früh'; sie will wieder hinein zu ihren Gefreund'ten in Tirol und will nit eher wieder kommen, als bis kein Mensch mehr daran denkt, und bis der Vest'l geheirath' hat. . . Aber meinetwegen, ich will mich auch nichts mehr d'rum kümmern. . . Warum soll ich mir die Feiertag' verderben lassen! Darnach ist auch wieder eine Zeit, und wenn ich mir einmal 'was in' Kopf gesetzt hab', dann führ' ich's doch durch, es wird auch für die Hacken noch ein Stiel zu finden sein! Jetzt aber richt' sich die Schwagerin zusamm', ich geschirr' die Fuchsen ein und schieb' den Rennschlitten heraus: wir wollen nach Schliers hinüberfahren in die Metten . . . wir machen den Weg über Westernhof. . . Der See kracht alle Augenblick', als wenn eine Kanon' losg'schossen wurd', ich denk', es ist gescheidter, wir bleiben auf dem Land. . ."

Bald hernach flog klingendes Schellengeläute die Straße nach dem Dorfe hin, in weitem Bogen das Seegestade umkreisend. Es ging auf Mitternacht; blauschwarze Finsterniß senkte sich wie ein undurchdringlicher Vorhang vom Himmel herab, kein Sternlein durchblitzte sie, das Schneelicht allein diente dazu, die Wege etwas zu erhellen; dagegen kamen von allen Seiten, die Höhen nieder und aus den Büschen hervor, helle feurige Punkte aufgetaucht, wie Irrlichter oder riesige Leuchtkäfer: es waren die Kienfackeln und Laternen, die den andächtigen Kirchfahrern leuchteten auf der Wanderung zu dem nächtlichen Gottesdienste. Das ist ein lieber, heilig gehaltener Brauch, und wen nicht Krankheit

zu Hause hält oder Alter, oder wer nicht die Hauswache hat, der unterläßt kaum, denselben zu üben. Das gab manch' wunderbares Bild, wenn hier und da eine Schaar aus dem Dunkel, aus Gebüsch oder Ebene auftauchte, roth beschienen von dem Fackelscheine, der die wankenden Streiflichter über die Schneefläche breitete und an den Stämmen der Bäume hin; dann schritten sie Alle, tief verhüllt, bald ernst und schweigend, bald auch in lautem Wechselgebete vorüber, um nach einigen Augenblicken wieder im Dunkel zu verschwinden. Durch die erhabene Nacht und ihr Feier-Schweigen aber tönte das Glockengeläute wie ferner Gesang von unsichtbaren Lippen: ein Lobgesang voll gewaltiger Melodie, die Geburt Dessen verkündend, mit dem das Heil in die Welt gekommen und die versöhnende Liebe.

Die Pfarrkirche vermochte kaum die Schaar der zudrängenden Beter aufzunehmen; wenn die Kirchthüre sich aufthat, flammte das Licht der Altäre hinaus in das doppelt nächtliche Dunkel umher, den Nahenden entgegen, wie das Thor der himmlischen Ewigkeit aufspringen mag vor Dem, der erwachend angewandelt kommt aus der Grabnacht der Erde.

Auch die schöne Köhlerin fehlte nicht; aber diesmal stand sie nicht wie beim Erntefeste an dem kerzenflammenden Altar — unter dem Chore, hinter einer Säule hatte sie das dunkelste Plätzchen ausgesucht, um ihrem Gebete obliegen zu können, ungestört von Blick und Wort der Andern, die nicht immer Schick und Ort beachten, wo es gilt, dem Muthwillen Luft zu machen oder heimlicher Bosheit. In kindlicher Unbefangenheit legte sie sich, all' ihr Leid und all' ihre Sorge dem Himmel dar und betete um die Wiederkehr der arglosen Heiterkeit, die noch vor kurzer Zeit ihr so eigen gewesen war, wie dem Vogel der Flug und sein Gesang. Es war ihr schwer im Herzen und unruhig im Sinn; der Besuch

des alten Brunnhofer, und was er ihr gesagt, war doch tiefer gedrungen, als sie zeigen mochte, auch fiel es ihr schwer, daß sie nach kaum ein paar Wochen Aufenthalt wieder fort sollte aus der Heimath, in der es ihr, sie wußte selber nicht warum, so gut zu gefallen anfing, wie noch nie. Dann aber konnte sie's wieder nicht verwinden, daß sie zum Spiel und Gespött gemacht worden; sie grollte Dem, der ihr das angethan und sie abermals hinaustrieb in die Fremde, und doch konnte sie auch nicht vergessen, daß es ja nur auf sie ankam, für immer zu bleiben, bei ihm zu bleiben, und wenn auch der Verstand ihr immer zuflüsterte, daß es nur ein leeres Wort sei, dem sie nicht glauben dürfe . . . im Herzen klang es doch wieder und wieder nach, wie er vor ihr gestanden und sie so aufrichtig angeschaut und gesagt hatte . . . „Schau, ich hab' Dich so viel gern. . .“

— — — Als das Hochamt mit der dreifachen Messe zu Ende, und vom Chore herab das einfache Lied der Hirten verklungen war, wogte die Menge wieder in's Freie; trotz der Eile aber entging es Manchem nicht, daß der Hirtengesang in den frühern Jahren anders geklungen habe, als heuer. „Sonst,“ sagten und fragten sie unter einander, „ist der Muckel dabei gewesen und hat zu dem Gesang und zu der Orgel auf seinem Klankenett geblasen, daß es sich angehört hat, als wär's eine Hirtenschalmei, und daß man geglaubt hat, man stehe wirklich mit den Hirten an der Krippe! Hat doch noch nie gefehlt, es muß 'was Besond'res dazwischen gekommen sein, daß er heut' nicht mit geblasen hat, der Muckel!“

Beschleunigten Schrittes wanderten die Leute den Häusern zu, denn nach langer Fastenzeit winkte dort ein reichlicher Imbiß, aus Fleisch bestehend, das außerdem nur zu den heiligen Zeiten auf dem Tische des Bauern erscheint. An diesem Tage aber hat jedes Haus, das es nur

irgend vermag, seine Schüssel mit Braten oder Mettwurst: in den wohlhabenden wird ein lange für diesen Tag herangemästetes Schwein gestochen und in allen Formen verspeist. Auch im Wirthshause war es gedrängt voll; es gab genug des jungen ledigen Volks, das sich da zusammenfand, und auch mancher Hausvater fühlte sich bewogen, einzutreten und sich mit Weib und Hausgenossen durch ein Glas wärmenden Kirschgeist oder kräftig-bittern Enzian zu stärken für die weite Heimwanderung in dem kalt anbrechenden Wintermorgen.

Der Ehren- und Eckplatz in der großen Gaststube war schon von Anfang besetzt. Da saß die Kramer-Waben im höchsten Staate, neben ihr der Vater, zwischen Beiden der Clarinetten-Muckel, und nun wußten die eintretenden Kirchgänger wohl, warum er heute zum ersten Male gefehlt bei dem Hirtengesange. Vor der Gesellschaft standen in unordentlicher Fülle Krüge und Flaschen, Gläser und Schüsseln durch einander, und das fette Gesicht des Dicken glänzte wie die würfelartig eingeschnittene Schwarte des duftigen Schweinebratens vor ihm. Er ließ es sich weidlich schmecken und schien nichts dawider zu haben, daß seine Nachbarin zur Linken ihm geschäftig die besten und saftigsten Bissen auf den Teller legte, während der Nachbar zur Rechten ihm unermüdlich immer wieder das Glas füllte und, was leer geworden, um neuen Vorrath vertauschen ließ. Dennoch stahl sich in manchen Augenblicken, wo es unbemerkt möglich war, sein forschender Blick seitwärts, wie der eines Gefangenen, der nach einer Gelegenheit zu entwischen umherspäht; hatte er aber die Unmöglichkeit wahrgenommen, so kehrte er zu den Schüsseln zurück und machte sich darüber her mit dem Todesmuthe eines Verurtheilten, dem man zur Henkermahlzeit auftischt, was nur gut und theuer ist. Der alte Krämer, dessen Fröhlichkeit ein unwiderlegliches Zeugniß ablegte für das, was er

schon geleistet, war in seinem rosenfarbensten Humor: er wollte offenbar seinen Reichthum zeigen und ergötzte sich an dem stummen Erstaunen der Bauern an den nächsten Tischen, wenn er immer nach dem Allerbesten rief, den gebrachten Wein mit Zunge und Gaumen schlürfend prüfte, wie ein gewiegter Kenner, und endlich, um der Zecherei die Krone aufzusetzen, nicht ruhte, bis der Wirth im Kellerwinkel noch ein paar von der letzten Primiz oder Kirchweihe übrig gebliebene Flaschen mit blanken Blechhelmen herbeischleppte, und die knallenden Stöpsel den verdutzten Zuschauern um die Köpfe flogen.

„Zeit und Weil' ist ungleich!“ rief der Krämer und schlug auf den vollen Geldgurt um seinen Bauch, daß es klingelte. „Die Zeiten muß man ehren, damit sie Einen wieder ehren! Man macht nicht alle Tag' Stuhlfest! Nicht wahr, Vettermann?“ fuhr er mit einer Art freundlicher Herablassung gegen den Wirth fort, der eben eine neue Tracht frisch abgebräunter Leberwürste auf den Tisch setzte und mit höflichem „Wohl bekomm's“ die grüne Schlegelkappe lüftete. „Was will man machen, wenn man Kinder hat! Einmal muß man doch daran denken, daß man sich in die Ruh' setzt und läßt die jungen Leut' ihr Glück probiren — na, Unsereiner kann's ja thun! Freilich, mir hätt's nit pressirt, und meiner Waben noch weniger — aber der da, mein Schwiegersohn, hat keine Ruh' mehr gegeben und hat's absolut haben wollen, daß wir heut' schon hinein sind auf's Landgericht und haben Richtigkeit gemacht . . . Hat wohl gedacht, der Silberfisch könnt' ihm noch auskommen oder abgefangen werden! Hat mir ja das Haus schier nieder gerennt . . . Red', Schwiegersohn,“ schloß er und stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite, „ist's etwa nit so, wie ich sag'?“

Der Musikus hatte den Mund voll und konnte als Antwort nur einen brummenden Ton hervorbringen, der

eben so gut als Nein gedeutet werden konnte, wie als Ja; er machte eine hastige Bewegung, denn es hatte ihm inwendig einen Stich gegeben, wie damals, als er auf den Stufen zur Kirchhofthüre gesessen und die Jungfern mit ihrer Ehrenführerin vorüber ziehen sah. Die Bauern aber steckten die Köpfe zusammen und zischelten und lachten; der Bräutigam sah gar nicht aus, als ob er so besonders stürmisch gewesen, und wenn sie es auch nicht laut erzählten, weil der Reichthum doch überall einen gewissen, mindestens äußerlichen Respect findet, so erzählten sie sich heimlich mit um so größerer Lustigkeit das gerade Gegentheil von dem, was der prahlende Krämer gesagt. Wußte doch fast jedes Kind, daß es der Krämer gewesen, der auf Anstiften der Tochter nicht geruht, bis er den Clarinettisten, der vor ihm hergelaufen war wie ein Hase beim Treibjagen, in's Netz gescheucht hatte. Die Geschichte mit der Brautschau gab den Anlaß dazu, wie es einen bessern und willkommneren nicht hätte geben können, denn das Gerede war überall verbreitet, und wenn es wo gefehlt hätte, sorgte die schneidige Waben redlich dafür, daß es immer wieder frischen Anlauf und neue Nahrung fand, und daß der alte Krämer, wo er sich nur befand, daheim oder im Wirthshause, auf der Reise oder auf dem Jahrmarkte, nichts Anderes zu hören bekam, als die Geschichte vom Clarinetten-Muckel, der seine Tochter zur Braut gewählt und nun doch sitzen lassen wolle, bis ihm endlich die Galle stieg, und er schwor, der Geschichte ein Ende zu machen. „Ich hab' ihm einmal den Weg gezeigt aus meinem Hause hinaus," rief er, „jetzt will ich ihm den Weg hinein zeigen, und wenn es mich den letzten Kronthaler kosten sollte!"

Den kostete es nun eben nicht, aber es war immerhin kein kleines Stück Arbeit, hinter dem Flüchtigen her zu sein, „wie der Teufel hinter der armen Seele". Wenn er unbemerkt in ein Wirthshaus zu schlüpfen gedachte,

verging keine Viertelstunde, und es trat der Krämer in die Stube; galt es, irgendwo zum Tanze aufzuspielen, so war das erste Gesicht, das er von seinem erhöhten Sitze aus erblickte, das seines Verfolgers, der ihm mit höhnischer Freundlichkeit den Krug zubrachte, damit er ihm Bescheid thun solle auf die Gesundheit seiner Braut. Wenn es dann anging, drückte er ihn in eine Ecke hinein und floß über von lockenden Versprechungen des Reichthums und behaglichen Wohlergehens, oder er kramte allerlei Schreckbilder aus, um durch Einschüchterung zu erreichen, was etwa der Versuchung trotzen zu wollen schien. Er fabelte ihm vor, daß er ihm einen Injurien-Proceß an den Hals werfen werde, weil er seine Tochter in der Leute Mund gebracht und sie nicht wieder zu Ehren bringen wolle — er ließ ihn merken, daß der gestrenge Herr Landrichter auf dem Punkte stehe, sich der Sache anzunehmen und ihm das Musikmachen zu verbieten; denn einem Menschen, der sich erlaube, Spaß zu treiben mit so heiligen Dingen, könne man nicht gestatten, bei den Vergnügungen ruhiger und gesitteter Landbewohner auch nur die Clarinette an den Mund zu setzen. Die Tochter ließ es ebenfalls nicht fehlen, sich zur rechten Zeit einzufinden und die Liebenswürdige zu spielen, daß er manchmal sich erst besinnen mußte, warum er sich denn so sehr sträube, sich ihr gefangen zu geben, denn die schneidige Waben verstand es, so sanft zu reden, als wäre sie gar nicht im Stande, ein böses Wort auszusprechen, und streichelte ihn wie ein schnurrendes Kätzlein, das die Krallen einzieht. Das war mehr, als der Clarinetten-Muckel zu ertragen vermochte; er fing an, blaß zu werden und vom Fleische zu fallen, und glaubte sogar zu bemerken, daß der dünne Haarkranz um seine Platte beginnen wolle, noch dünner zu werden. Die unabläßige Verfolgung und Hetze raubten ihm die Ruhe und gewohnte Gemüthlichkeit und verdarben jeden Spaß

— er mußte sich diesen Widersacher vom Halse schaffen, wenn er nicht zu Grunde gehen sollte, und da er ihn nicht zu besiegen vermochte, entschloß er sich, zu ihm überzugehen. Er ward allmälig unempfindlicher gegen die Sticheleien, die er von Andern zu hören bekam: daß er wohl thue, eine reiche Frau zu nehmen, die zu dem Gelde auch gleich die Geldcasse mitbringe, oder daß er nicht mehr nöthig habe, in den Wirthshäusern herumzuziehen, weil nun die Frau ihm selber zum Tanz aufspielen werde — sein Widerstand ward immer schwächer und schwächer, und zuletzt hatte er eingewilligt, ohne eigentlich Ja gesagt zu haben.

An Neckereien fehlte es auch diesen Abend nicht.

In einer Ecke, dem Brauttische gegenüber, hatten sich einige Burschen bereit gesetzt und ließen sich Karten geben, zum Scheine nur, als ob sie ein Spiel machen wollten: im Ernste war der Tag zu heilig dazu. „Nun," riefen sie herüber und ließen die Blätter schwirrend durch die Hand gleiten, „wie ist's, Clarinetten-Muckel? Uns fehlt der vierte Mann — willst nit ein Label mitmachen?"

In den Augen des Gerufenen leuchtete es unwillkürlich auf, er mochte auch mit den Beinen unter'm Tische eine Bewegung gemacht haben, als verspüre er Lust, der Aufforderung nachzukommen; aber ein Puff, den ihm die Nachbarin zur Linken ebenfalls unter'm Tische versetzte, brachte ihn augenblicklich wieder zur Besinnung. Mit der andern Hand hielt sie ihm während dessen das gefüllte Glas hin, um mit ihr anzustoßen; sie lächelte ihn auf's Freundlichste an und schalt ihn dabei leise tüchtig aus. „Untersteh' Dich," sagte sie, „nur mit einem Aug' zu Deinen alten Cameraden hinüber zu blinzeln — jetzt gehörst Du nirgends hin, als zu mir her!"

Ehe Muck'l antworten konnte, rief es ihm schon wieder von anderer Seite zu. Die Kellnerin, eine runde, lustige Dirne, die eben nebenan eine Ladung von Krügen absetzte,

nickte mit der Vertraulichkeit einer alten Bekannten herüber. „Wirst wohl nit hochmüthig werden, Klankenetten-Muck'l," sagte sie, „und wir" mich auch einladen zur Hochzeit? Ich mach' Dir's wett' — ich mach' auch nächstens Stuhlfest, da kannst mir dann einen neuen Landlerischen aufspielen dafür!"

Auch hier war dem Geplagten die Antwort erspart; ein Puff unter'm Tische von der andern Seite belehrte ihn, daß der Krämer ihn der Mühe überheben wollte. „Weißt 'was, Kath'l," sagte er, „laß Dir die Musikanten aus der Stadt kommen, daß sie Dir zu Deiner Hochzeit aufspielen! Mein Schwiegersohn rührt kein' Klankenett mehr an, daß Du es weißt — bei dem geht's jetzt aus einem andern Ton, als daß er den Bauern noch 'was vorblasen müßt'!"

„Wie ist das?" riefen Stimmen dagegen. „Sind wir ihm die Zeit her gut genug gewesen, daß er sein Brod verdient hat von uns? Und jetzt wär's ihm zu gering, daß er uns Bauern 'was vorblasen sollt'?"

„Das leiden wir nit!" schrieen Andere. „'Naus mit ihm! Packt's ihn am Kragen und zieht's ihn über'n Tisch — er soll uns 'was vorblasen und gleich jetzt, oder wir kehren den Stiel um und spielen auf, daß er dazu tanzen soll . . ."

Der glückliche Hochzeiter begann in gelinden Angstschweiß zu gerathen, denn die entrüsteten Bursche waren aufgesprungen und schrieen in gedrängtem Kreise lärmend auf die verdutzte Gesellschaft hinein — wer weiß, wozu es vielleicht noch gekommen, trotz der Heiligkeit des Abends, wäre nicht plötzlich vor dem Hause lautes ängstliches Rufen vernehmbar geworden. Es kam immer näher, es war deutlicher Hülferuf; Alles hielt inne und wandte sich der Thüre zu, ein Knecht stürzte fast athemlos herein und brachte die Nachricht, es sei Jemand im See durch's Eis gebrochen — man höre das grausliche Geschrei aus der

Ferne, aber es traue sich Niemand hinein, denn das Eis sei mürb und brüchig, der See sei dort am allertiefsten, und wer hineinkomme, zumal unter's Eis, sei mit dem Andern rettungslos verloren.

Nur wenige Augenblicke, und die Stube war fast geleert; Viele rannten hinab zum Seegestade, an welchem schon Einige rathlos schreiend durch einander liefen. Es begann eben schwach zu grauen, und über die beschneite Eisdecke hin war eine dunkle Stelle zu erkennen, von welcher der Hülferuf schon ermattet und in immer längeren Absätzen herüber kam. „Die Lise ist's," tönte es den Kommenden entgegen, „der Stimme nach ist's kein anderer Mensch, als die Botenlise! Sie ist Nachts im Dorf gewesen und muß auf dem Heimweg die ausgesteckte Bahn auf dem See verfehlt haben! So muß sie an ein Fischloch gekommen sein, und ist eingebrochen!"

Ueber der unruhigen Menge, an einer etwas erhöhten Stelle, von der man den ganzen See übersah, stand unter dem weitverzweigten dunklen Gezweige eines mächtigen Buchenstammes eine dicht verhüllte weibliche Gestalt und starrte unbeweglich nach dem Orte des Unheils.

Jetzt wurden Fackeln gebracht; ihr Schein flackerte weit hinaus und beleuchtete denselben.

„Sie rührt sich auf einmal nicht mehr!" sagte Einer, sollte sie schon untergegangen sein . . ."

„Wär' kein Wunder, wenn sie schon erstarrt wär' in dem kalten Bad . . ." rief ein Anderer, „aber das ist es nicht! Es ist schon Jemand draußen bei ihr . . ."

„Bei ihr draußen? Wer thät' sich untersteh'n, da hinaus zu geh'n!"

„Es ist doch so — ich seh's ganz deutlich, wie er sich niederbückt . . . er will sich auf den Boden niederlegen und auf dem Eis zu ihr hinrutschen . . ."

Der Ruf einer fernen Männerstimme ward vernehmbar.

„Hörst? ... Er sagt, es soll Niemand nachgeh'n — das Eis sei zu schwach und trage die Last nicht ..."

„Der kecke Mensch! Wer ist es nur?"

„Ich weiß nicht — aber ich mein', ich wollt's errathen, ... es ist nicht leicht Einer, der so viel Schneid' hat ... es muß der Brunnhofer Vest'l sein, mein' ich!"

Die Vermuthung war vollkommen begründet. In der Unruhe seines Gemüths war er vom Hause fort und auf einem Umwege dem Dorfe zugewandert; er wollte Niemand begegnen, um ein Gespräch zu vermeiden, das ihn vielleicht nur erbittert haben würde; er wollte mit sich und seinen Gedanken allein sein und sich durcharbeiten durch all' die Sorgen und Hoffnungen in ihm. So war er zu spät an die Kirche gekommen, als der Gottesdienst bald zu Ende war, und konnte sich nur mit Mühe in eine Ecke hinter der Thüre drücken — aber auch da litt es ihn nicht lange; als er den Blick erhob, traf er gegenüber auf eine knieende, in Gebet versunkene, ihm nur zu wohlbekannte Gestalt — eh' sie ihn gewahr werden konnte, entrann er wieder der gefahrvollen Nähe und stürmte an den See hinab — in Nacht und Frost war es dem jagdgehärteten Burschen wohler, als in der dumpfen, lichtstrahlenden Kirche; eine Wildfährte, die er im Zwielicht gewahrte, führte ihn den See entlang und gerade im rechten Augenblick zur Stelle, die ersten Hülferufe der Verunglückten zu vernehmen und zu ihrer Rettung bereit zu sein.

Ueber den Anwesenden lag die lautlose Stille angstvoller Erwartung.

„... Jetzt ist er ganz nah' dabei ..." flüsterte der Eine, „wenn sich die Frau um aller Heiligen willen nur ruhig hält, wenn er nach ihr faßt, sonst bricht der Eisrand

— sie reißt ihn mit hinunter, und sie sind alle Beide verloren!"

Sie schwiegen wieder; die Verhüllte droben unter der Buche drückte sich fest an den Stamm — die Hände streckte sie aus, als vermöchte sie, den Eisrand zu stützen, daß er nicht einbrach.

„Gott sei ewig Lob und Dank!" rief es jetzt von allen Seiten, „er hat sie glücklich herausgebracht . . . er ist schon ein gutes Stück von dem Loche weg . . . jetzt ist die größte Gefahr überstanden! Herrgott, ist das eine Angst gewesen, vom bloßen Zuschau'n — ich denk' meiner Lebtag' d'ran!"

Freudig drängte Alles dem Kommenden entgegen, der das triefende erstarrte Mütterchen, einer Todten ähnlich, sichern Trittes und kräftigen Armes an das Ufer trug und dort sachte und sorgsam in den Schnee niederlegte. „Schafft 'was her, daß man eine Tragbahre machen kann," sagte er ruhig, „die Alte muß gleich in's Dorf herein gebracht werden zum Bader, sonst bringt sie der Schrecken um und die Erkältung . . . sie ist so schon zwischen Leben und Sterben."

Einige machten sich rasch daran, seine Anordnung auszuführen; Andere traten hinzu, gaben Vest'l die Hand und klopften ihm auf die Schulter und rühmten ihn wegen seines Muthes und wegen seiner kaltblütigen Besonnenheit.

Die Gestalt auf der Anhöhe trat ganz vor, daß sie jeden Laut hören, jede Silbe verstehen konnte.

Sylvester wehrte das Alles ab. „Laßt mich in Ruh' und macht nicht so viel Wesens," sagte er, „es ist nicht der Mühe werth, daß man davon redet! Wenn man ein bissel vorsichtig ist und sich leicht macht, ist es keine Kunst — da trägt das Eis noch mehr . . . Aber tummelt Euch, Leute, sonst stirbt mir die Alte unter den Händen . . ."

In dieser Beurtheilung des Zustandes der Geretteten aber irrte er sich doch; unerwartet begann sie sich zu regen, schlug die Augen auf und blickte irr wie fragend und suchend umher. Sie schien sich mit Schrecken zu besinnen, was mit ihr geschehen, aber der Frost und das Entsetzen hatten sie der Sprache beraubt: sie vermochte nur unverständliche Laute zu stammeln; dankstrahlend hing ihr Auge an Sylvester, und sie riß seine Hand an sich, als wolle sie selbe an die Lippen drücken.

Eh' er das zu hindern vermochte, verwandelte sich aber die Geberde des Dankes in eine Bewegung neuen Schreckens — mit weit aufgerissenen Augen starrte sie in den See hinaus: ihre erregten Sinne vernahmen, was bisher in dem Drängen und Wirrsal des Ereignisses Niemand beachtet hatte.

Vom See her erscholl mattes Gewinsel.

„Was ist denn das?“ frug man. „Ist denn noch wer draußen im See? . . . Das ist doch keine menschliche Stimm' . . .“

„Bläß' . . .“ schrie die Alte plötzlich laut aufkreischend, „mein Hund, mein alter treuer Bläß' . . . er liegt draußen im Wasser und kann nicht heraus . . . Bläß', Bläß'! O, er ist zu alt und zu matt . . . er geht zu Grund, wenn sich Niemand über ihn erbarmt . . .“

„Wie kommt denn das Vieh da hinaus?“ rief unwillig Einer von Denen, die vom Ufer zugeschaut hatten. „Wird sich wohl nochmals Eins seinetwegen hinaus wagen sollen in die augenscheinliche Todesgefahr!“

„Der Hund,“ sagte Sylvester, „ist ihr wahrscheinlich nach, hat sie heraus ziehen wollen und ist d'rüber selber hineingefallen . . .“

„Ja, ja -- so ist es,“ rief die jammernde Alte, welche den eigenen gefährlichen Zustand ganz vergessen zu haben schien, „und dafür, daß er mich hat retten wollen, soll er

zu Grund geh'n . . . Komm, Bläß', komm . . ." schrie sie mit Anstrengung, damit das Thier sie hören und sich selbst heraus arbeiten sollte.

Schwaches, klägliches Geheul war die Antwort.

„Er ist schon zu matt," sagte der Bauer wieder, „und das Eis ist zu glatt, an dem kann er sich nicht halten . . . macht, daß wir in's Dorf hinein kommen, sonst tragen wir Alle einen Denkzettel davon . . . Komm, Alte, gieb Dich d'rein, um den alten Hund ist doch kein Schad'."

Sie wollten die Frau anfassen und weiter bringen, aber mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, stieß sie Alle von sich und brach in herzzerreißendes Jammergeschrei aus . . . „Mein Bläß' . . . mein treu's Thier," rief sie, „ich kann ihn nit so zu Grund geh'n lassen — ich hätt' keine ruhige Sterbstund', wenn ich ihm so gedankt hätt' für seine Treu' und seine Anhänglichkeit . . . Ich bin nur ein arm's Weib: ich hab' nichts als ein golden's Ringel daheim, das hab' ich mir aufgespart für die höchste Noth . . . ich geb's her, wer mir den Bläß' wieder bringt . . ."

Es regte sich Niemand, der Lust gehabt hätte, den Preis zu verdienen — das Heulen des Hundes klang noch einmal herüber; noch kläglicher als zuvor, es war die letzte Anstrengung vor dem Untersinken.

„So laßt's mich selber hinaus," rief sie wieder und wollte sich aufraffen, „so viel Kraft werd' ich noch haben, daß ich dem armen Hund helfen kann! Es ist das einzige Geschöpf, das mein gehört und das mich gern hat . . . Laßt's mich los, Leut', und halt's mich nit — Ihr müßt gar nit wissen, wie das thut, das einzige Geschöpf verlieren müssen, das Ein' gern hat . . ."

„Sei still, Alte," sagte Sylvester, dazwischen tretend, „behalt' Dein Ringel — Du sollst Deinen Hund wieder haben . . ."

„Vest'l . . .“ rief es von allen Seiten durch einander . . . „Du wirst doch nicht . . .“ aber ehe Jemand gedacht oder vermocht hätte, ihn aufzuhalten, war er schon auf dem Eise und eilte mit sicher bemessenem Schritte der gefährlichen Stelle zu. In einiger Entfernung davon zog er die Jacke aus, ließ sich wieder platt auf das Eis nieder und schob sich so langsam gleitend bis in die Nähe des Eislochs vor, dann warf er die Jacke davor hin, daß das Thier sie mit den Zähnen packen und sich daran festhalten solle . . .

Am Gestade war es wieder still wie im Grabe; die Verhüllte auf dem Hügel war in die Kniee gesunken, einem leblosen Bilde gleich.

„Alle Heiligen stehen ihm bei,“ flüsterte es jetzt durch die Runde, „wenn er nur kein Unglück hat, es wär' doch jammerschad' um den prächtigen Burschen . . . Jesus Maria, das Eis kracht . . . es bricht ein . . .“

Ein eigenthümlich knirschender Ton klang herüber — vom Hügel her gellte ein lauter Angstschrei. . .

Aber dem behenden, gewandten Burschen war inzwischen das Wagstück dennoch gelungen: instinctmäßig hatte das Thier sich an der Jacke empor geholfen und rannte nun mit Freudengeheul der rufenden Herrin zu.

Sylvester warf einen Blick nach der Gegend, von woher der Schrei erklungen war; dann schritt er, die Versammlung am Ufer umgehend, die Seebahn dahin, in der Richtung der Heimath. Bald verloren sich auch die Leute vom Gestade und brachten die Alte, die von Dank und Freude überströmte, in das Dorf — die Verhüllte zögerte noch eine Weile, dann schlug auch sie den Weg gegen die Berghöhe ein.

Die beiden Wanderer gewahrten einander wohl in der herandämmernden Morgenhelle — sie schienen sich auch zu

kennen, und es war manchmal, als ob sie, unwillkürlich angezogen, sich näher kämen und sich zu begegnen wünschten; dann aber wirkte es wieder wie geheimnißvolle Abstoßung — sie flohen weit auseinander und schwanden endlich nach verschiedenen Seiten in Gebüsch und Wald.

Am andern Morgen, am fröhlichen Weihnachtstage, schien es, als ob das ganze Thal, der Feier bewußt, sich in seinem schönsten Schmucke zu zeigen suchte. Der ganze Himmel glich einem blauen, lichtdurchflammten Krystall; eine erhabene ruhende Königin lag die Erde, in den weiten fleckenlosen Schnee-Hermelin gehüllt, und wie unschätzbares Geschmeide in ihrem Haar funkelten Reifdiamanten an jedem Äste und Reislein.

Das Gemüth des alten Brunnhofers wollte zu der allgemeinen Helle und Heiterkeit nicht stimmen; er hatte das mürrische Angesicht durch das Gucklock im Fenster der obern Stube gesteckt und hörte ziemlich verdrossen ein paar arm gekleideten Kindern zu, die dem alten Brauche gemäß vor dem Hause standen zum „Christkind'l-Singen". Sie trippelten mit den kleinen Füßen, denn es war wieder kalt geworden gegen den Tag, die Händchen hielten sie unter der Schürze und in der Tasche versteckt, die kleinen Gesichter waren frostgeröthet, aber die Stimmen klangen hell und frisch; sie waren wohlgemuth, denn sie hatten schon an einigen Häusern gesungen, und überall war die Aufnahme freundlich gewesen und die Gabe reichlich — was durften sie nicht erst an dem reichen Brunnhofe erwarten! Sie sangen das uralte Volkslied von den Hirten, die einander staunend erzählen, was sich in der heiligen Nacht Wunderbares begeben, und das da anfängt:

„Holla, Jackel, was ist das?
Ich mein' schier, ich hör' etwas —
Was soll der G'sang bedeuten,
'S ist zu fruh zum Tag-Anläuten!"

Und dann wieder sprachen sie, den nahen Jahreswechsel voraus verkündend, den althergebrachten Volksgruß:

„Glückselig neues Jahr!
Ein Christkind'l in 'krauf'tem Haar,
Auf ein' goldenen Tisch
Ein' bachenen (gebacken) Fisch,
Dazu ein Glasel Meth und Wein,
Kann Bauer und Bäuerin lustig sein!“

„Ihr könnt mir gestohlen werden mit Eurem Glückwunsch,“ murrte der Alte. „Bei uns in der Einöd' heroben giebt's weder Bauer noch Bäu'rin, wo soll da das Christkind'l herkommen im 'krauf'ten Haar. . .“

Schon hatte er ein paar Pfennige in ein Papier gewickelt und wollte sie den Kindern zuwerfen, mitten in der Bewegung hielt er inne: vom Zaune her kam raschen Schrittes ein Mädchen, ein dichtes Tuch über Kopf und Schultern, in der Hand den Wanderbündel.

Es war die Köhlerin, auf der Wanderung aus der Heimath.

„Grüß' Gott,“ rief er ihr zu, „willst nit einkehren auf dem Brunnhof? Ich mach' mein freundlichstes Gesicht, und Du hast es versprochen, wenn Du wieder vorbei kommst, und wenn der Bauer unter der Thür steht und Dich anlacht mit dem ganzen Gesicht. . .“

„Versprochen hab' ich's wohl,“ erwiderte sie stockend, „aber Du wirst mir's wohl schenken müssen, Brunnhofer . . . es hat sich gar viel verändert seitdem. . .“

Der Bauer wollte antworten, aber er gewahrte im Augenblicke, daß ein dunkles Roth die Züge des Mädchens überdeckte, und daß ihr Blick auf einen andern Punkt gerichtet war, als auf ihn und sein Fenster. Eine Ahnung dämmerte ihm auf; hastig schloß er das Guckloch und eilte hinab.

Während des Gesprächs hatte Sylvester die Haus-

thüre geöffnet und war betroffen auf der Schwelle stehen geblieben. . .

„Wenn ich Dir im Weg umgeh' . . ." sagte er mit schwankender Stimme, „sag's nur, ich kann geh'n . . . aber schlag's dem Vetter nicht ab; ich bitt' Dich auch darum, kehr' ein auf dem Brunnhof. . ."

Sie dachte zu enteilen und stand festgewurzelt; er wollte gehen und blieb doch an der Stelle, stumm sahen sie einander an; ungewiß, zweifelnd, halb unbewußt hob er die Arme — ein Zittern durchflog ihren Körper, und das Wanderbündelchen glitt herab in den Schnee. Es war nicht zu sagen, wer dem Andern entgegengeeilt, aber in Mitten des Weges trafen sie zusammen und hielten einander umschlungen, fest, innig und wortlos.

„Stern-Sacra . . ." sagte der Alte, der in die Thüre getreten, und wischte sich die Augen.

„Willst jetzt einkehren auf dem Brunnhof?" fragte Sylvester leise das zärtlich an seiner Brust emporblickende Mädchen.

„. . . Ja . . ." flüsterte sie innig und ebenso leise.

„Und willst da bleiben?"

„Ja. . ."

„Bleiben — für Zeit und Ewigkeit?"

„Ja."

„Und glaubst mir jetzt, daß ich weiß, was das heißt, Jemand gern haben von Herzens Grund? Und wie ist Dir der Glauben 'kommen?"

„Heut' Nacht, Vest'l," erwiderte sie mit leichtem Stocken, „ich hab' Alles mit ang'seh'n, drunten am See... wer das thut, einem armen alten Mutterl' sein' einzige Lebensfreud' zu erhalten, der hat ein Herz und noch dazu ein recht gut's. . ."

„Also vergeben und vergessen?"

„Alles!"

„Stern=Sacra," rief der Brunnhofer dazwischen und zwang sich zu lachen, um seine Rührung zu verbergen, „ich glaub' helllicht, sie nimmt den Buben blos deswegen, weil er einen alten Hund aus dem See 'zogen hat. . .

O Weiberleut', Weiberleut',
Seid's nit zum Ergründen:
Eh' wollt' i' an' Kreuzer
Im Schliersee finden!

„He, Schwagerin," fuhr er fort und that einen gellenden Pfiff, „da komm' die Schwagerin heraus, geb' sie jedem von den Christkind'sängern da, die mir das Glück ang'sungen haben, einen Zwanziger und schau' sie sich das Paar'l an und führ' sie's hinein in's Haus; auf die Läng' könnt's doch zu kalt werden da im Freien, selber für die jungen Leut'!"

Die Frau trat herzu, nicht wenig erstaunt über die unvermuthete Wendung, doch desto mehr von ihr erfreut; mit lachendem Munde und thränenden Augen führte sie die Glücklichen in's Haus, die selbst nicht wußten, wie ihnen geschehen war. „Gott sei Lob und Dank," sagte der Bauer leise zu ihr, indem sie hinter dem Paare hergingen, „nun kann ich, wenn's in die Ewigkeit geht, dem Bruder Andrä doch sagen, daß ich Wort g'halten hab' . . ."

„Redlich und ehrlich," erwiderte die Hauserin und schüttelte ihm die Hand, „ich mein', er müßt' jetzt schon vom Himmel 'runter schau'n und seine Freud' daran haben!" —

Zum Dreikönigstag war wirklich Hochzeit auf dem Brunnhofe, und seit Menschengedenken war keine unter solchem Jubel gefeiert worden und solchem Zulaufe; es hatte auch nicht leicht ein schöneres Paar gegeben, noch eines, das sich gefunden und geworben auf so seltene Art. So sehr auch der Clarinetten=Muckel unter dem Doppelpantoffel von Frau und Schwiegervater stand, hatte er es

doch durchgesetzt, daß sie Alle mit zu Gaste waren beim Mahle, und ließ sich's durch die saure Miene des Krämers nicht wehren, dem Cameraden aus der alten, lustigen, freien Zeit eine Ehre anzuthun und zum Brauttanze den versprochenen Ländlerischen aufzuspielen.

Er übertraf sich selber dabei, der Ländler war einzig, wie die ganze Hochzeit.

Als er vorüber war, und der Bräutigam zu ihm trat, ihm dankend die Hand zu schütteln, flüsterte er ihm rasch und heimlich zu: „Du hast wohl Ursach', daß Du mir dankst, Best'l: Du hast ein Röserl' gekriegt, schön und frisch und schier gar ohne Dorn, aber das kann der beste Gärtner nit aus einander klauben, was ich für eine Blum' erwischt hab' . . ."

„Was giebt's denn da für Heimlichkeiten auszumachen?" fuhr die Waben, die ihren Mann keine Secunde aus den Augen ließ, dazwischen. „Darf man's nit auch wissen?"

„O ja, warum denn nit," stammelte Muckel erschrocken. „Wir haben nur davon gered't und uns darüber gefreut, daß die Brautschau so gut ausgefallen ist für ihn . . ."

„Für alle Zwei, will ich hoffen?"

„Versteht sich, Waberl', versteht sich — für alle Zwei!" erwiderte er mit süß-saurem Lächeln und folgte wieder zum Tische, nicht ohne sehnsüchtigen Blick auf die Musikantenbühne und die geliebte Clarinette.

Diese sollte ihm aber nicht für immer entrissen bleiben; als der alte Krämer das Zeitliche gesegnet, gelang es ihm, seine Schneidige zu bereden, daß sie Haus und Hof verkauften und in den Markt zogen. Da war die Stelle des Marktthürmers oder Musikmeisters frei; Muckel erhielt sie, und die Frau fügte sich darein, war er ja doch kein Musikant und Gesell mehr, sondern wohlbestallter Meister. Da hatte er nun wieder den alten lieben Trost, und wenn

die Frau ihr Uebergewicht zu sehr geltend machte, wußte er, wohin er sich flüchten konnte.

Sein Ländler aber ist unvergessen; noch jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, darf bei keiner Hochzeit der „Brautschau-Landler“ fehlen, wenn auch Niemand den Namen des Urhebers kennt oder die Geschichte seiner Entstehung.

Einem fröhlichen Studenten, der auf fröhlicher Fußwanderung zu einer fröhlichen Bauernhochzeit kam, wurde Beides von einem uralten Bäuerlein erzählt, das mit dabei gewesen.

Auf dem Brunnhofe aber war mit Clar'l das neue Leben, das der Alte erwartet hatte, wirklich eingezogen; die junge Bäuerin behielt ihr heiter lachendes Angesicht, und es vergingen Wochen, in denen der verjüngte Alte sein Poltern ganz vergessen zu haben schien. Jetzt hausen längst deren Enkelkinder auf dem Gute, aber der Wohlstand und der Frohsinn sind dort daheim und bezeugen, daß sie gut eingeschlagen, die sonderbare Brautschau!

Die Unsterblichen.

1.

Von allen Thürmen des Städtchens schlug es zwölf Uhr, und die mancherlei Glockentöne zitterten recht behaglich auf den warmen Luftwellen des schönen blauen Sommermittags. Durch diese Klänge an die Flüchtigkeit der Zeit erinnert, trat die Wirthin „zum blauen Einhorn," eine starke, stämmige Frau, unter die Küchenthüre und sah sich, halb nach innen die mächtige Kaffeetrommel schüttelnd, nach ihrem Ehemanne um, dessen gewohnte Beihülfe sich am Bratenwender vermissen ließ.

Sie sah ihn unter der Thüre stehen, die Hand gegen das blendende Sonnenlicht über die Augen haltend, wie Jemand, der in die Ferne sehen will. Es war offenbar, daß er Gäste erwartete.

„Nun, was sagst Du jetzt?" rief sie ihm zu. „Es ist Mittag, und noch hat sich nichts blicken lassen! Du wirst sehen, es geht am Ende doch, wie ich gesagt habe — es kommt Niemand, und wir sind in den April geschickt!"

„Ei was," brummte der Wirth, ärgerlich das grüne Käppchen rückend. „Niemand kommen! Dummheiten! Hast Du nicht selbst den Brief gelesen, worin auf heute Mittag um zwölf Uhr ein feines Essen für vier Personen bestellt wurde?"

„Das hab' ich," erwiderte die Wirthin, „aber er war ohne Unterschrift."

„Unterschrift? Dummheiten!“ schrie der Wirth entgegen. „Lag nicht ein blanker vollwichtiger Doppel-Louisd'or darinnen? Was braucht's da noch eine Unterschrift? Wer weiß, was es für vornehme Herrschaften sind, die im blauen Einhorn ungestört beisammen sein wollen? Wer weiß, warum sie's wollen? Die werden nicht so mir nichts, dir nichts, ihre gnädigen Namen spendiren! . . . Aber ich will nur nachsehen, daß Alles in Ordnung ist, wenn sie kommen!“

Damit eilte er den Hausgang entlang der in den Garten führenden Thüre zu, und auch die Wirthin mit der Trommel verschwand wieder in der Küche.

Das Gasthaus „zum blauen Einhorn“ lag etwa eine Viertelstunde außerhalb der Ringmauern des Städtchens. War man die engen Gassen zwischen den hohen Zackengiebeln durchgewandert und hatte den langen, steingewölbten, hallenden Thorbogen hinter sich, so gelangte man auf die Brücke, welche den schlammigen Stadtgraben in einem Bogen von sehr gemäßigter Kühnheit überspannte, und nach einigen Schritten befand man sich am Eingange einer ziemlich wohlerhaltenen Allee von italienischen Pappeln. Zu beiden Seiten der fast schnurgerade laufenden Straße standen sie in steifen Reihen da, wie die Bürgermiliz der Stadt, wenn sie bei der feierlichen Ankunft des Kreispräsidenten Spalier machte. Am Ende der Allee stand das Wirthshaus „zum blauen Einhorn,“ ein stattlich aussehendes Gebäude mit lustigen grünen Fensterläden und einer Reihe anmuthiger Lauben, zum Empfange der Gäste bestimmt. Hinter dem Hause breitete sich ein weiter grasiger Baumgarten aus, ebenfalls mit Tischen und Bänken besetzt, bis gegen eine leicht ansteigende Höhe hin, die mit einer Art Pavillon abschloß. Dieser, in etwas räthselhaftem Baustyle gehalten, gewährte eine herrliche Aussicht über Fluß und Felder, über Saaten und Bäume

bis zu den in äußerster Ferne emporstrebenden blauen Gebirgen.

So einladend aber Haus und Garten aussahen, war das „blaue Einhorn“ doch die ganze Woche über nur wenig besucht, denn der Wirth war dafür bekannt, daß er die Kreide unbarmherzig zu handhaben wußte. Nur jeden Mittwoch kam einiges Leben an den stillen Ort, denn an diesem Tage kam die erste Privatgesellschaft des Städtchens, die Harmonie, herangezogen und mit ihr Alles, was halbwegs Ansehen und Einfluß hatte. Dann wurde an der Thüre des Baumgartens eine große schwarze Zechtafel mit dem modernen Bannworte „Abonnirt“ aufgehangen, und die neugierige Jugend aus den nahegelegenen Bauernhäusern und Taglöhnerhütten guckte nun durch die Thürspalten und die Lücken der Umzäunung, um auch ihren Theil an diesen Herrlichkeiten zu erwischen. Wenn sie dann die Pracht beschaute, in der die Stadtschönen herumstolzirten, oder wenn der Stadtthürmer mit seinen Gesellen eine Ouverture so recht handfest herunterblies, mochte mancher aufkeimenden Dorfschönheit der Mund wässern, und in manchem Krauskopfe eine dunkle Vorstellung von den Freuden des Paradieses auftauchen. Am Sonntag aber, da fiel die schwarze Zaubertafel; da war das Paradies Allen geöffnet, und die Bursche der Stadt und der umliegenden Orte wetteiferten nach ihrer Weise im Tanzen, Singen und Trinken, als wäre keine lange Arbeitswoche vorhergegangen, oder als sollte wohl gar keine mehr folgen.

Um so wichtiger war dem Wirthe die auf einen stillen Wochentag gefallene räthselhafte Bestellung eines Mittagsessens. Er hatte jetzt im Pavillon noch einige übersehene Spinngewebe beseitigt, hatte die Falten im Tischtuche ausgezupft und einen mächtigen Blumenstrauß unter die Gedecke zwischen dem Salzfasse und der Pfefferbüchse postirt;

darauf schritt er dem Hause zu und wollte seinen Beobachtungsplatz am Thore wieder einnehmen.

Eben rief ihm die Wirthin aus der Küche abermals einen ihrer unmaßgeblichen Zweifel zu, als ein hoher, etwas ältlich aussehender Mann in das Haus trat und mit volltönender Stimme rief: „Ist hier die Schenke zum blauen Einhorn?"

Der Wirth bejahte und maß den Angekommenen mit prüfendem Kennerblicke; rasch aber riß er die erst nur ein bischen verschobene Mütze grüßend vom Kopfe, als dieser weiter fragte: „Bei Ihnen ist ein Mittagsmahl bestellt? Sind meine Freunde schon angekommen?"

„Es ist Alles in Bereitschaft," erwiderte Jener, „aber noch ist Niemand gekommen. Die Herrschaften haben ein einsames Plätzchen gewünscht; ich habe daher im Pavillon decken lassen. Wenn es Ihnen gefällig ist . . ."

Der Fremde trat in den Garten und schritt, vom Wirthe begleitet, dem Pavillon zu. Es war eine schlanke Gestalt; über dem hagern, scharf geschnittenen Gesichte saß ein etwas formloser breitkrämpiger Hut, unter welchem dichtes Haar, schon stark mit Silber gemischt, lang gekämmt herabhing. Am Leibe trug der Mann einen ziemlich abgetragenen faltigen Rock, der in der Mitte von einem Ledergürtel zusammengehalten war. Auf der einen Schulter hing nachlässig ein nicht sehr inhaltreiches Ränzchen, und ein starker Stock mit gekrümmtem Griffe vollendete den Reiseanzug.

Im Pavillon angekommen, befahl er dem Wirthe, eine Flasche Wein zu bringen.

„Nun?" empfing diesen seine kochende Ehehälfte, als er, um den Wein zu holen, in's Haus zurückkam. „Ist das Einer von den vornehmen Herrschaften, die Du erwartest und die zu hoch sind, um ihre gnädigen Namen zu spendiren? Der sieht mir nicht darnach aus, und ich bin

recht froh, daß das Essen bereits bezahlt ist!" — „Dummheiten!" brummte ihr der Gatte entgegen und schoß in den Keller hinab. „Jetzt sind die Zeiten wohl darnach, daß man alle Welt gleich merken läßt, was man ist! Wäre nicht der erste Prinz, der incognito reist!"

Er verschwand im Dunkel der Kellertreppe; zu gleicher Zeit aber erschienen ein paar neue Gäste in der Hausthüre. Dieselbe Frage — und die Wirthin hatte kaum Zeit zu antworten und zu sagen, daß bereits ein Herr angekommen sei, als die Beiden mit lautem Ausrufe an der staunenden Frau vorüberstürmten und dem Pavillon zueilten. Der Fremde, der sich bereits daselbst befand, hatte sinnend in die Gegend hinausgesehen; bei dem Geräusche der Kommenden wendete er sich um — dann flog er ihnen entgegen, und einen Augenblick später hingen alle Drei in stummen Küssen und wortloser Umarmung an einander.

Mit offenem Munde stand die Wirthin dabei und wußte ihres Staunens kein Ende. Das Hinzutreten des Wirthes mit Flaschen und Gläsern gab dem Fremden zuerst Worte wieder.

„Ihr seid's! Ihr seid's wirklich!" rief der zuerst Gekommene mit vor Bewegung schwankender Stimme aus. „Nach vollen zwanzig Jahren! Und Keiner hat den heutigen Tag vergessen, und Jeder hat Wort gehalten!" Die Glücklichen eilten in den Pavillon: im Nu waren die Flaschen entsiegelt und die Gläser gefüllt. „Ja," rief der Eine der später Gekommenen, eine kurze, derbe Figur mit rundem Gesichte und einer weit hinauf kahlen, faltenreichen Stirne, — „nach zwanzig Jahren sind wir wieder beisammen; zwar Alle gealtert und verwittert von außen, aber inwendig noch jung wie einst — denn wir sind unserer Losung treu geblieben!"

„Das sind wir! Ich fühl' es, ich seh' es Euch Allen an," rief der Dritte, eine etwas schmächtige, philisterhafte

Gestalt, deren bleiches Gesicht aus einer weißen, sorgfältig geschlungenen Halsbinde und einem dunklen, bis oben zugeknöpften Rocke hervorsah. „Diese Losung sei daher der erste Gruß beim Wiedersehen!“

Die drei Männer stießen die Gläser begeistert an einander, und wie aus einem Munde floß von den Lippen Aller das Wort „Unsterblichkeit!“

Dem Wirthe, der noch immer unbeachtet daneben stand, kam die Sache sonderbar vor; er hielt die Hände wie andächtig über dem Bauche gefaltet und schnitt ein weinerliches Gesicht. Es war auch ein Anblick voll eigener, rührender Wehmuth, diese drei vom Leben gealterten und doch jung gebliebenen Männer mit den nassen Augen so dastehen zu sehen. Die Neugier der Wirthin, die ebenfalls von ferne zugesehen, war indeß nicht mehr zu bezwingen. Blos um vielleicht etwas zu erfahren, trat sie mit der Frage dazwischen, ob nun das Essen angerichtet werden solle, als das Geräusch eines herbeirollenden Wagens, der vor dem Hause anhielt, sie in die entgegengesetzte Richtung lockte.

Es war ein schöner, eleganter Reisewagen, mit ein paar stattlichen Rossen bespannt, deren blitzende Geschirre, sowie die Livreen des Kutschers und des Bedienten den Reichthum ihres Besitzers verriethen. Man würde auf einen reichen Adeligen gerathen haben, allein der Kutschenschlag zeigte nur einen einfachen Namenszug über einem Sinnbilde, das fast wie ein paar gekreuzte Fackeln aussah.

Die Wirthin empfing den aussteigenden Herrn des Wagens mit den respectvollsten Bücklingen, die sie zu Stande brachte. Es war ein großer, breitschulteriger Mann in feiner, modischer Kleidung und mit einer Tuchnadel im gekräuselten Jabot, in welcher ein Solitair von bedeutender Größe funkelte. Das Erstaunen der Wirthin wuchs, als der reiche Herr ebenfalls nach dem bestellten

Mittagessen und den bereits angekommenen Fremden fragte: sie becomplimentirte ihn bis zum Pavillon und gab dann, mit der ganzen Bestellung gründlich ausgesöhnt, das Zeichen zum Beginne der Mahlzeit.

An dem Tische der vier Freunde hatte indessen die mildeste Heiterkeit ihren Thron aufgeschlagen. Nachdem der zuletzt Angekommene feurig und begeistert begrüßt, und sein stattliches Aussehen gerühmt worden, setzte man sich, und das Gespräch kreis'te lebendig und vom Weine beflügelt in der Runde. Als das Mahl geendigt war, und die Champagnerflaschen ihren schäumenden Inhalt aus den Gläsern in die Köpfe steigen ließen, da erhob der zuerst Gekommene seinen Becher und sprach: „Nun wird es an der Zeit sein, meine Freunde, daß wir zu dem übergehen, was der eigentliche Zweck unseres Zusammenkommens ist. Laßt mich Euch deshalb daran erinnern, wie wir heute vor zwanzig Jahren an diesem Pavillon an derselben Stelle bei einem Glase dünnen Bieres saßen. Wir waren damals junge begeisterte Leute, die in dem Gymnasium des Städtchens, dessen Thürme dort durch die Bäume sehen, zu einstigen Stützen des Staates herangezogen werden sollten. Ich weiß, Keiner von Euch hat das vergessen — dennoch laßt mich Euch daran erinnern, wie wir uns gar bald durch die gleiche Stimmung unserer Gemüther an einander gezogen fanden; wie wir uns alle Vier von dem, was uns in der Schule eingetrichtert und als der Gipfel menschlicher Bildung gepriesen wurde, zurückgestoßen statt angezogen fühlten; wie wir dieses einsame Plätzchen zu unsern Zusammenkünften wählten, und wie wir zuletzt gerade hier jene phantastische Uebereinkunft trafen, die uns heute wieder zusammenführt! Ich seh' uns noch Alle lebhaft, wie wir damals beisammen saßen! Du, Bruno," fuhr der Sprechende fort, zu dem Manne mit der hohen kahlen Stirn gewendet, „Du wolltest von den

lateinischen Vocabeln nichts hören. — Deine Geige war Dir das Liebste auf der Welt, und ein Musiker zu werden anstatt eines Pfarrers, zu dem man Dich bestimmen wollte, war Dein Lieblingsgedanke! Du, Reinhold," rief der Redner und stieß mit dem Manne in der weißen Halsbinde an, „wolltest durchaus ein Maler werden: Du ließest Deine Schulaufgaben unbearbeitet liegen und kritzeltest und maltest dafür, was Dir unterkam, und lasest Reisebeschreibungen von Italien. Mich selbst hatte das Lesen der Dichter mit dem Gedanken erfüllt, es ihnen nachzuthun und auch einer dieser lorbertragenden Unglücklichen zu sein! Unser behäbiger Freund Max endlich war in der größten innern Gährung, denn ihm war die Stellung und Beschäftigung im Kramladen seines Oheims ein Greuel, und seit die wandernde Truppe mit der schönen, dunkeläugigen Liebhaberin Vorstellungen gegeben hatte, war es das Ideal seiner Träume, sich dem Theater zu widmen! Die Kunst galt uns Allen den höchsten Preis! Was war uns die Thätigkeit des Bürgers, blos auf den täglichen Erwerb zielend, von kleinlichen Verhältnissen beschränkt und dem niedrigen Bedürfniß dienend? Die Kunst erhob ihre Getreuen über das eitle Getreibe des Tages, sie machte die dürftigen Grenzen weit bis zur Unendlichkeit und bot sich uns selbst als ewiges Ziel, verklärt zur Alles durchdringenden Schönheit! Was waren uns alle Bemühungen der Wissenschaft, das zerstreute Leben der Natur und des Geistes zu erforschen und zu sammeln? Sie war die Dienerin, welche die Steine zutrug, aus denen die Kunst ihre diamantenen Kuppeln wölbt! Sie war der todte Körper, den die Kunst erst beleben mußte, als wirkende Seele! Sie war die Stufe zu dem Throne, auf dem feuerstrahlend die Wahrheit sitzt! — Was war uns alle Thätigkeit des Lebens, was alles Streben in den den Bahnen des Staats? Sie schienen entstanden und

bedingt durch das Bedürfniß des Augenblickes, des Jahrzehents oder des Jahrhunderts, in ihm begraben und vergessen mit ihm . . . die Kunst aber verhieß uns, unsere Namen über den Gräbern zu tragen, sie wies uns den Pfad, um durchzudringen — zur Unsterblichkeit!"

Der Redende schwieg und athmete auf — die Uebrigen saßen stumm im Kreise, und es flog etwas über ihre Züge, wie abendröthlicher Widerschein der längst untergegangenen Sonne der Jugendwelt.

„Die Unsterblichkeit zu erringen, Meisterwerke der Kunst zu schaffen," fuhr Wilhelm (so hieß der Redner) nach einer Weile fort, „das war es, was unsere Seelen erfüllte, was wir uns einander in feierlicher Stunde zugeschworen haben. Es war ein so schöner Abend wie heute, die Vögel sangen über uns in allen Zweigen wie jetzt, und wie jetzt glühte das Gebirge dort vom Abschiedskusse der sinkenden Sonne! Unsere Herzen waren erweicht, wir hatten den Nachmittag über in Schiller's Gedichten geschwelgt; Reinhold sah am Fenster in den Sonnenuntergang hinaus und schwärmte, wie er diese hinsterbende Gluth mit seinem Pinsel erfassen zu können wünschte — mir wogte es durch die Seele, wie ein großes werdendes Gedicht; Max recitirte eine begeisterte Stelle aus einem Trauerspiele, und von draußen herein klangen die Töne eines zarten, elegischen Adagio, denn Bruno hatte sich hinausgeflüchtet unter die Bäume und theilte seiner Geige die zitternde Bewegung seines Wesens mit. Da zuckte es mir mit einemmale feurig durch die Seele! Ich rief Euch herbei, ich schlug Euch vor, die Begeisterung zur That werden zu lassen, Ihr stimmtet Alle ein, und wir gelobten, alle Verhältnisse durchbrechend uns nur der Kunst zu weihen — aber wir gelobten auch, uns nach zwanzig Jahren wieder hier zusammen zu finden und uns Rechen-

schaft davon abzulegen, wie wir unser Gelöbniß gehalten — und das wollen wir auch!"

„Ja, das wollen wir," riefen die Freunde einmüthig und dann die Neigen in den Gläsern ausschlürfend.

„Jeder," sagte Bruno, „muß seine Geschichte ehrlich und offen erzählen, und die Andern halten Gericht über ihn. Zuvor aber laßt die Flaschen füllen."

Reinhold sprang gegen die Thüre des Pavillons, um den Wirth zu rufen; wie er dieselbe jedoch aufriß, stand der Gesuchte unmittelbar davor und richtete sich, sichtbar erschreckt, aus einer etwas gebückten Stellung auf. „Ich wollte nur ganz gehorsamst anfragen, ..." stammelte er in höchster Verlegenheit. „Ich verstehe, rief Wilhelm lachend dazwischen, „Sie wollten, um uns nicht zu stören, durch das Schlüsselloch erfahren, ob wir nicht auf dem Trocknen sitzen. Errathen, Freundchen! Machen Sie uns wieder flott, und dann laßt uns beginnen!"

Der Wirth, froh, so leichten Kaufs loszukommen, hatte bald eine ziemlich starke Flaschenbatterie auf dem Tische aufgepflanzt; die Gläser wurden gefüllt, die Cigarren dufteten und glimmten in die Wette, und Bruno — denn ihn traf als den Aelteren die Reihe zuerst — begann zu erzählen.

2.

„Ich weiß noch recht wohl, wie mir zu Muthe war," sagte Bruno, „als ich am Tage darauf, nachdem wir uns das Versprechen gegeben hatten, in meinem Stübchen aufwachte. Ihr erinnert Euch vielleicht nicht mehr — es lag im Speicher des Hauses über vier Treppen, und von da mußte ich erst noch eine Leiter hinaufklettern, um zu meiner

Residenz zu gelangen. Ich war in der allernächsten Nähe des Himmels, und mein einziger Nachbar, der Stadtthürmer, der auf dem Thorthurme mir gegenüber, nur noch ein paar Stockwerke höher, thronte. Wenn ich durch die halbrunde Dachluke hinaussah, welche mir als Fenster diente, so erblickte mein Auge nur Giebel und Schornsteine. Im Winter war es freilich kalt da oben, und die Sterne schienen mir in den hellen kalten Nächten oft recht empfindlich auf den Leib; dafür aber war's die übrige Jahreszeit hindurch und besonders im Sommer desto schöner. Es war da so einsam und still um mich herum, daß mir das Herz aufging, denn aus den Straßen hörte man fast nichts mehr herauf, und in meiner Luftregion waren nur die Schwalben daheim, die vor meiner Dachluke ihre Pizzicatos gurgelten, und die Glockentöne, die mit dem ersten Sonnenstrahle mich von den Thürmen wie Choraltöne zuerst begrüßten. Ich konnte oft stundenlang dasitzen und brüten und horchen, denn die Geige durfte ich nur ein halbes Stündchen und nur Sonntags Nachmittags auf längere Zeit berühren — die Base litt es nicht anders: sie sagte, das sei eitel weltlicher Zeitverderb, und ich mußte ihr folgen, denn sie war meiner seligen Mutter Schwester und, seit meiner Mutter das Requiem gesungen war, der einzige Mensch, der sich um mich kümmerte.

„Als ich nun am Morgen, nachdem wir den Schwur gethan hatten, wach wurde, war mir, als wenn ich betrunken gewesen wäre und nun erst wieder zu mir selber käme. In der Nacht, als ich heimgekommen und meinen Taubenschlag hinaufgeklettert war, war ich fest entschlossen gewesen, gleich den andern Tag vor die Base hinzutreten und ihr meine Absicht gerade heraus zu erklären. Ich hatte sonst einen gründlichen Respect vor der Frau, aber ich fühlte mich so muthig und begeistert, daß ich mir schon das

Maestoso einstudirte, mit dem ich sie zu überwältigen dachte. Trotz des strengen Verbots ergriff ich die Geige und fing in der Nachtstille, freilich anfangs etwas schüchtern, bald aber immer lauter und sicherer zu phantasiren an. Wie die Töne so um mich strömten, ward es auf eine angenehme Art ruhig in meinem Innern; ich dachte an meine gute selige Mutter, und es kam mir vor, als ob ihre Stimme aus den Geigentönen zu mir redete. Ich fühlte, daß mein Vorsatz kein unedler war, daß meine Mutter mir deshalb ihren Segen nicht entziehen, und dann auch der Segen Gottes nicht ausbleiben werde. Unwillkürlich kam mir das „Befiehl Du Deine Wege“ in die Finger; ich spielte es mit wahrer Herzenserhebung zu Ende und schlief dann ruhig ein. Um so mehr war ich aber, wie ich schon erzählte, am Morgen herabgestimmt. Mit Resignation setzte ich mich an den Tisch, meine Schularbeiten vorzunehmen, und als schon um sechs Uhr früh, also zu ganz ungewöhnlicher Zeit, die Magd in den Speicher heraufgestiegen kam und mir über die Leiter zurief, ich sollte gleich zur Base hinunterkommen, da war aller Muth der Nacht verschwunden, und mein Herzschlag ging sempre piu crescendo, bis ich, von der Thurmhöhe herabgestiegen, tief unten vor der Thüre der Base stand und anpochte. Ich hatte auch recht vermuthet: es gab eine Strafpredigt, wie ich lange keine erlebt hatte. Erst empfing sie mich in einem kräftigen Andante mit Vorwürfen, daß ich durch mein weltliches Gegeige die Nachtruhe frommer Christen störe; als ich ihr aber vollkommen ritenuto antwortete, daß ich ja ein Gebet gespielt habe, ging sie, durch den Widerspruch erhitzt, mit einer ungemein raschen Modulation auf ein anderes Thema über, nämlich auf das meiner Bestimmung zum geistlichen Stande. Das führte sie in einem Allegro agitato in allen Tonarten durch, während der Haushund und zwei erschreckte

Kanarienvögel in ihren Käfigen accompagnirten. Vergebens waren alle meine Einwendungen und Betheuerungen: verwirrt und niedergedrückt schwieg ich zuletzt ganz und beschloß, über mich ergehen zu lassen, was da kommen sollte — als die Ankündigung, daß mir von nun an die Geige ganz genommen werden solle, mich aus meiner Betäubung riß. Das dröhnte mir durch die Seele wie ein unerwarteter einzelner Paukenschlag in einer ängstlichen athemlosen Generalpause. Dann wirbelte es in mir aus allen Tiefen empor, und war die Reihe an mir, ein Furioso loszulassen. Ich sollte meine Geige hergeben, meine Trösterin, meine Freundin, mein Alles! Meine Geige, das einzige Erbstück meiner Mutter, deren Stimme noch in der Nacht zuvor aus ihren Tönen so deutlich zu mir geredet hatte! Ich konnte nicht und wollte nicht . . . aber was soll ich das ganze Concertante vor Euch wiederholen: genug, das Finale war, daß ich eine Viertelstunde später als ein Verstoßener aus dem Hause ging, nichts bei mir tragend, als ein schmales Bündelchen mit Wäsche und Kleidern, ein paar Bücher und unter'm Arme meine liebe Geige!

„Ich ging geraden Wegs auf die Wohnung des Stadtthürmers zu. Als ich den Glockenring unten angezogen hatte, und die Thüre, von unsichtbarer Hand geöffnet, aufflog, überkam mich eine eigene feierliche Empfindung, und ich stieg die schmale, knarrende Stiege in der Dämmerung des Thurmes langsam hinauf. Am Ende der Treppe sah ich durch eine geöffnete Fallthüre im Boden das schöne, volle, helle Tageslicht hereinströmen, und mitten in dem dadurch gebildeten lichten Raume stand wie in einem Rahmen ein Bild, das mir alles Blut in die Wangen trieb und meine Schritte auf dem letzten Treppenabsatze anhalten machte. Ich war von der vorausgegangenen Dunkelheit wie geblendet und starrte die Erscheinung mit

offenem Munde an — es war die wichtigste Fermate in meinem ganzen Leben. Die Erscheinung war aber nur ein Mädchen, nämlich die Tochter des Thürmers, ein munteres, lustiges Ding, das über meine Verlegenheit laut auflachte und, als ich meine Frage nach Herrn Weinlein, dem Thürmer, hervorgestottert hatte, mir unter fortwährendem Kichern bedeutete, daß der Vater nicht zu Hause sei, aber bald kommen werde. Sie lud mich zum Warten ein; ich folgte ihr und besann mich während dessen, daß ich oft von meiner Dachluke aus das Mädchen auf der Thurmgalerie hatte sitzen sehen. Natürlich hatte ich ihr Gesicht in solcher Ferne nicht zu unterscheiden vermocht, aber es war mir so vorgekommen, als ob sie meinem Geigenspiele gern zuhörte, denn kaum fing ich die ersten Striche an, als schon das niedere Thurmthürchen sich öffnete, und das Mädchen sich auf die Galerie hinsetzte.

„Die peinliche Pause, nur von dem prickelnden Pizzicato meiner Verlegenheit ausgefüllt, war glücklicherweise kurz. Der Thürmer kam bald heim; er war ein jovialer, immer scherzender Mann, der überall wohlgelitten, und dessen einzige Lust seine Kunst war. Ich erzählte mein Schicksal und meinen Entschluß, mich ganz der Musik widmen zu wollen; er hörte ruhig zu und sagte dann ebenso ruhig: ‚Hast recht gethan, Junge! Hab's auch so gemacht! Die erhabene Musica ist eine göttliche Kunst, und ich mag mit Dem nicht unter einem Dache schlafen, der sie mir verachtet. Laß hören, was Du kannst — dann wollen wir weiter sehen. Die Cilli soll mir singen, spiele Du dazu; ich begleit' Euch auf dem Clavier!'

„Rasch wurde Alles zur Probe zurechtgemacht; das aufgelegte Musikstück war ein einfaches Lied von einem alten italienischen Meister und mir unbekannt. Schüchtern begann ich nach den ersten einleitenden Takten das Ritornell, aber meine ganze Seele war in meinen Fingern; ich

fühlte, daß ich gut spielte, und der Alte nickte mir freundlich mit dem Kopfe zu. Da fiel Cilli mit einem leisen, getragenen Tone ein, und Alles erbebte in mir — wie wir zu Ende kamen, weiß ich bis zur Stunde noch nicht, eine solche Stimme, solchen Gesang hatte ich noch nicht gehört. Der Alte war mit meinem Spiele sehr zufrieden und kündigte mir an, daß ich bleiben könne, er wolle sehen, was er aus mir ziehen könne.

„Wer war glücklicher, als ich!

„Ich hatte das Wenige, was ich brauchte: ich durfte mich mit meiner lieben Geige unterhalten, so lang' ich wollte, und erhielt einen Unterricht, den wohl Niemand in dem unscheinbaren Thurme und seinem ebenso unscheinbaren Bewohner gesucht hätte. Mir ging eine ganz neue Welt auf, eine Welt der Schönheit und des Glückes, und zwar doppelt, denn — Cilli lebte in dieser Welt neben mir. Wir sangen und spielten zusammen, und der Ausdruck unseres Vortrags wurde immer wärmer und wahrer, bis wir einmal, nachdem ich ihr erzählt hatte, daß ich ihr schon aus meiner Dachluke zugesehen und mit der Geige ihr zugerufen, unserer Musik auch Textworte unterlegten und mit dem doppelten Schwure als Final-Cadenz schlossen, einander zu lieben und treu zu bleiben.

„Leider war auch die nun folgende selige Zeit nur von kurzer Dauer. Der Vater mochte Licht in der Sache bekommen haben, aber er ließ sich nichts merken und überraschte mich dafür eines Morgens mit der unwillkommenen Nachricht, daß er mich für genügend vorbereitet halte, um meine Ausbildung weiter zu suchen, und daß es ihm zu seiner großen Freude gelungen sei, mich als Eleven in die Capelle des Fürsten in einer nahen Residenzstadt zu bringen. Nichts half meine schlecht verhehlte Bestürzung, nichts Cilli's hervorbrechende Thränen: der Alte that, als bemerke er gar nichts, erzählte mir mit absichtlicher Weit-

schweifigkeit von dem Glücke, das mir bevorstehe; von der Laufbahn, die sich vor mir aufthue; von seinen Absichten mit Cilli, die er zur Sängerin bestimmt hatte. Er wolle, sagte er, der Welt zeigen, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen — ‚und‘, setzte er etwas wärmer und bedeutsamer hinzu, ‚wie werdet Ihr Beide Euch freuen, wenn Ihr nach Jahren Euch wieder begegnet. Du, ein gefeierter Virtuose: Cilli, eine Prima donna assoluta, Beide aber gemachte Leutchen?‘

„Es blieb bei dem Unabänderlichen; ich war bald darauf in meiner Capelle, Cilli betrat in einer entfernten großen Stadt das Theater. Ihr Erfolg war ein vollständiger, und in weniger als einem Jahre glänzte ihr Name unter den ersten Berühmtheiten des tragischen Gesanges.

„Mir dagegen wollte das Glück weniger wohl.

„Ich füllte zwar meinen Platz mit aller Auszeichnung aus und hatte Hoffnung, in einigen Jahren zum wirklichen Capellmusiker vorzurücken — aber das genügte mir nicht. Seit ich aus dem Stillleben im Thurme herausgerissen war, waren meine frühesten Pläne wieder lebhaft vor mich getreten; ich wollte genannt sein, wollte unsterblichen Ruhm erringen, und jede Nachricht von Cilli's Triumphen stachelte mich auf's Neue dazu an. Ich begann zu componiren, ich studirte mit Fleiß und schrieb mit Empfindung — aber mein großes Oratorium Cäcilia fand nur laue Aufnahme, meine Lieder wurden zwar gesungen und gelobt, aber nur wie hundert andere: etwas Großes, etwas der Unsterblichkeit Würdiges wollte Niemand darin erkennen! Da erhielt ich die Nachricht, daß Cilli, die gefeierte Künstlerin, mich und ihre Schwüre vergessend, sich mit dem ersten Sänger des Theaters, an dem sie stand, verlobt habe.

„Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie mich das traf;

ein paar Tage später war ich schon auf der Reise, meine Stellung und alle Aussichten verlassend, die mir ja nun überflüssig geworden waren. Ich wollte Cilli noch einmal sehen. In der Stadt, an deren Bühne sie war, kannte ich den ersten Geiger, und da ich gerade an einem Abend ankam, an dem sie in einer großen Partie auftrat, nahm er mich mit in's Orchester. Auf seinem Pulte lag ein Lied, das die Sängerin einlegen wollte — es war jene alte italienische Canzone, die ich zuerst mit ihr gespielt hatte. Ich verbarg meine Bewegung, so gut es ging, und ersuchte meinen Freund, mir das Accompagnement zu überlassen. Er that es, nachdem ich seine Einwendungen zu beseitigen gewußt hatte, und ich saß nun da, wenig das um mich Vorgehende beachtend und wartend, bis ich zu beginnen haben würde. Cilli übertraf sich selbst, und das Haus erbebte von Beifallsgeschrei. Da kam die bestimmte Scene, Todesstille lag auf der Versammlung, und ich begann das Ritornell. Cilli sang — aber immer weicher, immer schmelzender ward ihr Ton, und als ich am Schlusse, während sie eine tiefe Note wie hinsterbend auszuhalten hatte, eine Verzierung anbrachte, die ihr nur zu wohl bekannt sein mußte aus früheren Tagen, da brach ihr die Stimme vor Bewegung, und das Publikum, das den Zusammenhang nicht ahnte, überschüttete sie, diese hohe Vollendung künstlerischer Naturwahrheit bewundernd, mit endlosem Jubel, während sie halb ohnmächtig sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Ich verließ das Theater und noch in derselben Nacht die Stadt, denn ich wußte, daß sie mich erkannt hatte.

„Ich wanderte nun nach Frankreich, um als Concertist aufzutreten; ich hatte eine unglaubliche Fertigkeit auf der Geige und konnte Sprünge und Kunststücke machen trotz Einem. Da war ich nun im rechten Fahrwasser — nun brachte ich den Leuten das, was sie wollten, Unterhaltung,

und nun war ich ihnen angenehm. Ich lebte bequem und vollauf, und bald konnte ich den Namen, den ich angenommen hatte, überall gepriesen hören und seine Unsterblichkeit gedruckt und schwarz auf Weiß beweisen. Wer weiß, wie es mir noch ergangen und wohin ich vielleicht noch gekommen wäre, denn mein Ruf war gerade im schönsten Wachsthum begriffen — aber in einer Stadt in Italien, wo ich spielte, ward mir Einer von den dortigen Geigern feind, weil ich ein schöneres Staccato zu Stande brachte als er, und der machte meinem Steigen ein rasches Ende.

„Eines Abends, als ich heimging, sprach mich ein armer Mann um Almosen an; ich zog meine Börse hervor und reichte ihm ein Geldstück, indem ich es ihm arglos mit der rechten Hand darbot. Im Augenblick aber fühlte ich meine Hand ergriffen und etwas Schneidendes oberhalb des Gelenkes darüber hinfahren: eh' ich um Hilfe rufen konnte, war der Bettler verschwunden und an meiner Hand — eine Sehne durchschnitten . . . Es war kein anderer Mensch gewesen, als der Geiger, der in seiner Erbärmlichkeit mir die Hand hatte lähmen wollen. Es war ihm auch gelungen, denn obwohl ich den Gebrauch der Hand und der Finger nach langem Leiden wieder erhielt, war doch der rechte Schwung zur Bogenführung und die Gelenkigkeit fort, und mit dem Concertgeigen war's vorbei.

„Arm, wie ich ausgezogen war, denn all' mein Erworbenes hatte die lange Krankheit aufgezehrt, wanderte ich nun wieder heim und habe mir manch' liebes Mal ein Stückchen Brod oder ein Nachtlager mit der Geige verdienen müssen. Die war aber auch sonst mein einziger Trost, und wenn ich jetzt meine einfachen Weisen darauf spielte, dann hörte ich wieder die bekannte Stimme darin: während der Kunststücke und Capriccio's hatte sie geschwiegen. Ohne bestimmtes Ziel ließ ich mich durch die Er-

innerung an Cilli leiten und wendete mich der Stadt zu, wo sie gelebt und geglänzt hatte, als ich fortgezogen war . . . Sie lebte nicht mehr, und wie ich mich bei dem Freunde, der mir damals seine Stelle im Orchester abgetreten hatte, nach ihr erkundigte, hörte ich eine Geschichte, die zwar sehr gewöhnlich war, die mich aber doch noch trauriger machte, als ich schon war. Der Mann, mit dem sie sich verlobt hatte, war ein Schändlicher gewesen, der sie, die an seiner Liebe nicht zweifelte, hinterging und, als sie ihm nichts mehr zu versagen hatte, von seinem Worte und der Verlobung nichts mehr wissen wollte. Die arme betrogene Cilli war in Verzweiflung, aber sie überlebte ihre Schande nicht lange; nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, starb sie, ohne noch einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein. Auch der alte Thürmer hatte sich vor dem Herzeleid längst aus der hohen luftigen Behausung in die tiefe, sturmsichere Grube zurückgezogen — ich suchte darum das Kind auf, das bei armen Leuten in die Kost gegeben worden war. Ich hörte zugleich, daß in einem kleinen Landstädtchen ein Cantor und Organist gesucht werde; da entschloß ich mich, dem Wandern ein Ende zu machen, und bewarb mich um die Stelle. Es muß wohl auch der Wille des himmlischen Capellmeisters gewesen sein, denn obwohl Niemand mich kannte, bekam ich den Platz doch — es mögen die andern Bewerber wohl auch nicht besonders geschickt gewesen sein.

„Da lebe ich nun seit fast zwölf Jahren in einer kleinen, sehr bescheidenen, aber für einen genügsamen Junggesellen ausreichenden Stellung; meine ganze Thätigkeit ist der Erziehung von Cilli's Knaben, den ich zu mir genommen, und der Kunst geweiht, der ich mich für mein Leben gewidmet habe, der heiligen Musik. Es ist zwar viel anders gekommen, als ich einmal dachte und hoffte, und ich meine wohl, die Unsterblichkeit meines Namens

werde nicht viel über das letzte Grabläuten hinausdauern; aber ich bin ihr und meinem Vorsatze doch treu geblieben, und grolle meiner Kunst nicht, denn sie war doch der Segen meines inneren Lebens. Das Liebste ist mir noch immer meine Geige, und gern und oft spiele ich darauf jenes alte italienische Lied und glaube meiner Mutter und Cilli's Stimme in meine Töne singen zu hören."

III.

Bruno schwieg, und eine Weile war tiefe Stille in dem Freundeskreise, denn Jeder ehrte des Geigers Erinnerungen und stand in Ehrfurcht an dem freiwilligen Grenzsteine eines reich begabten Lebens. — „Meine Geschichte ist nicht so trauriger Art," begann Reinhold, der nun zu erzählen hatte, auf einen auffordernden Wink Wilhelm's. „Dafür ist sie auch um so kürzer. Mich kostete es meinen Verhältnissen gegenüber geringe Mühe, unsern Schwur durchzuführen. Mein Vater war ein armer Töpfermeister, der jeden Tag kaum wußte, woher er bei seinem kärglichen Verdienste das tägliche Brod nehmen sollte, denn dieses tägliche Brod war ziemlich viel — sieben gesunden Kindern gegenüber, von denen ich das älteste war. Ich studirte ohnehin ganz auf mein Risico, denn Vater und Mutter konnten mir nichts dazu geben. Darum legten sie mir auch sehr wenig in den Weg, als ich beschloß, das Studiren der Malerei zu Liebe aufzugeben. Mein Vater zumal war damit völlig einverstanden, denn er glaubte an mein Talent zu dieser Kunst, weil ich ihm schon einigemale im Bemalen von Kochgeschirr und Blumentöpfen, so wie bei der plastischen Bildung besonders schöner Ofenstücke

behilflich gewesen war. So war ich denn schon in ein paar Tagen reisefertig und marschirte mit einigen Thalern in der Tasche, die mir feierlich als mein älterliches Gesammterbe extradirt worden waren, der Residenz zu, um Zögling der Akademie zu werden. Mit welchem Stolze, mit welch' innerer Zufriedenheit trat ich in die Stadt und meinte, jeder der Vorübergehenden müsse mir ansehen, wer ich sei, und mit welch' hochfliegenden Planen ich angerückt käme. Es hat sich aber Niemand um mich gekümmert, so wenig als später, wenn ich hungerte und entbehrte, um mir nur das Geräthe anschaffen zu können, dessen ich unumgänglich bedurfte. Ich machte mir aber nicht viel daraus, sondern vergalt Gleiches mit Gleichem, indem ich hinwider um die Welt und die Leute mich ebenfalls nicht kümmerte. Ich benützte dafür meine Zeit vollauf und habe, was sich lernen läßt, redlich gelernt. Darum zweifelte ich auch nicht, daß nun meine Lehr- und Prüfungsjahre zu Ende sein und in ein goldenes Zeitalter des Ruhmes übergehen würden, wenn ich erst mein erstes großes Bild vollendet und ausgestellt haben würde. Endlich war es so weit, und mein Bild befand sich in der öffentlichen Galerie, um gesehen zu werden. Ich hatte den Traum unserer Jugend verwirklicht: es war eine hohe Frauengestalt, die schleierlos und mit einem Sternenkranze um das Haupt in dunkle Räume emporstieg, die vor ihr, wie von einer Sonne, sich zu erhellen begannen. Unten, tief im Schatten der Erde lagen eingesunkene Gräber und verschüttete Paläste — es war die über Grab und Zeit triumphirende Unsterblichkeit, die ich darstellen wollte. Der Erfolg kam aber ganz anders, als ich erwartet hatte — das Bild wurde von den Meisten angestaunt, aber nicht begriffen, den Frömmlern war die nackte Figur, Andern der nicht christliche Stoff ein Anstoß; die Kenner besahen es vornehm durch die hohle Hand, lobten die Zeichnung, fanden aber das Fleisch

zu grell, während die Maler selbst das letztere entzückend fanden und nur achselzuckend bedauerten, daß das Bild total verzeichnet sei. Mit einem Worte, die Unsterblichkeit begeisterte Niemand, daß er sie gekauft hätte, und das traf mich doppelt empfindlich, denn der Erlös war bestimmt, die Reise nach Italien, den immerwährend glühenden Sehnsuchtspunkt meiner Seele, verwirklichen zu lassen. Betrübt saß ich daheim und sah mit verschränkten Armen meine Göttin an und zerbrach mir vergeblich den Kopf mit Entwürfen, wie es nun werden sollte. Da pochte es an meine Thüre — meine Hausfrau, ein gutmüthiges altes Weibchen, das mich lieb gewonnen hatte, trat herein und berichtete mir, die Gräfin, die im ersten Stockwerk wohnte, habe heraufgeschickt, der Herr Maler möge zu ihr hinunterkommen. Ich ging voll Erwartung und traf eine ältliche Dame, die mir nach einigen allgemeinen Fragen eröffnete, sie habe von meiner Geschicklichkeit gehört und wolle mir deshalb einen Auftrag zuwenden. Ich athmete wieder auf! Es gab also doch noch Leute, die das Talent beachteten, und wer hätte es von solcher alten Frau gedacht! Nachdem ich meine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, erhob sie sich mit einer gewissen Feierlichkeit von der Causeuse, auf der sie mich empfangen hatte, und winkte mir in ein Seitencabinet. Da war der Auftrag in Lebensgröße zu sehen: — es war ihr Mops, ein unförmliches, häßliches Thier, das diesen Morgen in seinem Fette erstickt war: ihn sollte mein Pinsel, der eben die Unsterblichkeit vollendet, ebenfalls unsterblich machen helfen. Mein Blut fing an zu kochen, ich wollte schon mit einer Tirade über die Würde der Kunst losfahren und den Antrag mit Entrüstung zurückweisen, aber der im nämlichen Augenblicke auftauchende Gedanke an meine Lage dämpfte die Aufregung, und ich schwieg. ‚Nicht der Gegenstand,‘ so redete ich, mich bei mir selber entschuldigend, im Innern

mit mir — ‚die Art, wie der Gegenstand behandelt wird, macht den Künstler aus! Ich will versuchen, auch diesem Cadaver die ästhetische Seite abzugewinnen.‘ So ging ich an's Werk; ich idealisirte das Thier, indem ich sein Embonpoint ein wenig beschnitt und es, wie wohl in den fernen Tagen seiner Jugend geschehen sein mochte, auf einem grünen blumigen Plane scherzend darstellte. Der Erfolg war über meine Erwartung . . . Die Gräfin weinte Thränen der Freude und der Rührung unter einander, als sie das Bild erblickte, und die Bezahlung war eine wahrhaft fürstliche. Ich war überglücklich, denn mir leuchtete Italien wieder als Möglichkeit am Horizont herauf. Damit war es aber noch nicht abgethan. Einige Tage hernach flog meine Thüre, ehe ich auf ein gebieterisches Pochen an derselben zu antworten vermocht hatte, bis an die Wand auf, um einen jungen Mann in feinem Anzuge, ein schmales Bandstreifchen im Knopfloche des Fracks tragend, einzulassen. Es war einer der reichsten Adeligen des Landes, mir von Person wohl bekannt und darum in meiner armen Stube eine unbegreifliche Erscheinung. Das Räthsel löste sich aber bald. Der Freiherr hatte meinen Mops gesehen, fand ihn magnifique, und wollte nun, da er ein großer Hundeliebhaber und Jagdfreund war, seinen ganzen Hundestall von mir portraitirt haben. Ich war nun schon kalt und klug genug geworden, um nicht wieder auffahren zu wollen. Der Unwille ward zum blos innerlichen Hohne: ich erklärte mich lächelnd bereit. Der Freiherr war sehr erfreut darüber, klopfte mir auf die Schulter und rief: ‚Das ist charmant, mein Herr, charmant! Sie müssen Ihr Talent nicht verkümmern lassen, und ich will bei meinen Freunden dafür sorgen, daß es nicht geschieht.‘ Dabei blieb er vor meiner Unsterblichkeit stehen und fuhr, dieselbe betrachtend, fort: ‚Reizend, in der That reizend! Eine lockende Taille, und welche Hüften! Schade, daß

die Figur nicht lebt. Müssen aber derlei nichts mehr malen! Das ist mystisches Zeug! Halten Sie sich an die Wirklichkeit und beginnen Sie bald Ihre Arbeit!' Damit verließ er mich; ich aber trat flammenden und nassen Auges vor mein Bild. ,Ich soll Dir nicht dienen dürfen,' rief ich schmerzlich, ,Du Himmlische! Hörst Du, wie der Zwang des täglichen Bedürfnisses mich von Dir verlocken will? Aber ich bleibe Dir dennoch treu: ich lasse nicht von Dir, meine Göttin — und muß ich ihm auch dienen mit widerstrebender Seele, dem Götzen des Tages, Du bist doch mein Heiligthum, und kein fremdes, kein profanes Auge soll Dich fortan durch sein Beschauen entweihen!' Damit zog ich ein großes Tuch über das Bild — und ging in den Hundestall, um Waldmann, Bellona und Perdrix zu conterfeien. Die Bilder gefielen wieder, wurden mir glänzend bezahlt, und — was soll ich Euch lange mit dem immer Wiederkehrenden ermüden? — mein Glück war gemacht. Mit wohlgefüllter Börse und einer Anzahl von Aufträgen für meine Rückkehr ging, nein, flog ich über die Alpen. Ich will nicht versuchen, Euch mein Leben in Italien, diese Ueberfülle des Kunstgenusses, dieses Schwelgen und Baden im vollen Strome der Schönheit zu schildern — die anderthalb Jahre, die mir dort zu weilen vergönnt waren, sind das Juwel meiner Seele, das ich hervorziehe in den Dämmerungsstunden der Einsamkeit und der Betrübniß, um mich an seinem Lichte zu erfreuen! Seitdem lebe ich wie zuvor in anständigen Verhältnissen, denn ich bin noch in der Mode, und die Hunde sind nicht aus derselben gekommen. Freilich stehe ich allein im Leben, habe nie ein Band geknüpft, das mich enger mit demselben zu verbinden vermöchte, aber ich bereue und entbehre nichts, und hinter meinem Atelier ist ein stilles lichtes Gemach, das noch kein Fuß betrat, als der meine. Da male ich die Gestalten meines wahren innern

Dranges, da sehen mich die Erinnerungen aus Italien von den Wänden herab ermunternd an, und unter ihnen hängt meine Göttin, meine Urania mit dem Sternenkranze, damit sie, wenn ich todt bin, und mein Heiligthum aufgeht, Zeugniß gebe, daß ich der Kunst und ihr ein treuer Jünger gewesen!"

Ueber das blasse Gesicht des Redenden hatte sich ein rosiger Schimmer gelegt, der angenehm mit seinem unscheinenden Aeußern contrastirte. Er ergriff sein Glas und klingte mit den Freunden an, die nachsinnend zugehört hatten.

„Seht," rief dann Wilhelm, gegen das Fenster des Pavillons deutend, durch welches der Mond, über einem schwarzen Tannenwalde hervorschwebend, mit vollem Lichte zu blinken begann — „seht, die Nacht ist schon weit vorgerückt, und wir haben noch viel vor uns. Laßt uns eilen! Ich werde noch kürzere Zeit bedürfen, als Freund Reinhold, Euch die Geschichte meines Lebens zu erzählen, es ist die Geschichte aller oder doch der meisten Dichter in unserem Vaterlande. Nach unserer Verabredung war es mein Erstes, meine Arbeiten zu sammeln, um sie drucken zu lassen. Ich meinte, damit nur anklopfen zu dürfen, um überall offene Thüren zu finden, aber das war die erste poetische Täuschung, die mir vor der Wirklichkeit zerrann. Kein Buchhändler wollte den Verlag übernehmen, und es war recht gut, daß der Rest meines elterlichen Vermögens es mir möglich machte, meine Studien zu vollenden, ohne auf den Erwerb hieraus angewiesen zu sein. Endlich, in einem entfernten Winkel von Deutschland, fand sich ein armer Verleger, der das Buch drucken zu wollen erklärte, wenn ich es ihm unentgeltlich überließe. Ich entschloß mich dazu; das Buch, eine Sammlung von Gedichten, erschien und machte, ich kann es ohne Ruhm sagen, entschiedenes Glück. Inzwischen waren meine Studien beendigt, und ich sollte

eben in einen wirklichen Lebensberuf eintreten, wozu ich mir die Laufbahn eines akademischen Lehrers erwählt hatte. Demnach sollte ich in den nächsten Tagen das ersehnte Decret erhalten, ich sage das ersehnte, weil eines Theils mein Vermögen zu Ende gegangen war, und ich nun daran denken mußte, zu erwerben; andern Theils, weil ich verliebt und verlobt war, und dieses Decret das Signal meiner Hochzeit sein sollte. Ich sehe die Frage nach dem Gegenstande meiner Neigung auf Eueren Lippen. Darum sollet Ihr in Kürze erfahren, wie sich mir die Blume des Lebens, die Liebe, entfaltet hat. Leider war sie mir die Blüthe jener Agavenart, die sich nur einmal an der Pflanze ansetzt, und mit deren Abfall diese die Fähigkeiten des Blühens für immer verliert. Corona, so hieß das Mädchen, das, gleich sehnsüchtig wie ich selbst, dem Tage der Vereinigung entgegensah, war die Tochter eines angesehenen Beamten, ein edles, gemüthvolles Wesen, aus dessen Augen eine schöne Seele sah. Auf einem ländlichen Ausfluge, wie ich sie gern unternehme, um draußen in der freien Natur poetische Aehrenlese zu halten, hatte mich der Zufall mit ihr zusammengeführt. Sie war mir im ersten Augenblicke bedeutend und interessant erschienen, darum suchte ich bald Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen, und fand sie nur, um sie auf's Zärtlichste zu lieben. Sie erwiderte mein Gefühl, und der Vater, ein Mann des Geschäftes, dem die praktischen Rücksichten des Lebens die einzige Richtschnur innerhalb desselben abgaben, war uns nicht entgegen, denn er erwog klüglich meine Aussichten, und die schienen ihm nicht ungünstig. ‚Ich sage nicht nein,‘ sagte er, indem er bedächtig eine Prise nahm und mir die Dose hinhielt. ‚Aber es versteht sich, daß Sie erst etwas sein müssen, Sie müssen ein Amt haben, um eine Frau zu ernähren. Die Professur ist der Anfang für Sie, sitzen Sie nur erst im Bügel, ist mir für Ihre Carrière nicht bange.‘ Eines

Abends nun in jener heimlich seligen Zeit der Erwartung, in der ich und Corona auf das Decret, wie Kinder im dunklen Nebenzimmer auf das Anzünden des Weihnachtsbaumes, warteten, kam ich noch spät zu ihr, nachdem ich sie, mit Geschäften und Vorbereitungen überhäuft, den ganzen Tag nicht gesehen hatte. Sie empfing mich mit Augen, an denen Spuren vielen Weinens unverkennbar waren, und als ich in sie drang, mir den Grund ihrer Betrübniß mitzutheilen, nahm mich der Vater bei der Hand und sagte, indem er mich in's Nebenzimmer führte und dieses dann hinter uns schloß: ‚Die Ursache will ich Ihnen sagen, Herr Doctor. Sie haben um meine Corona angehalten,‘ fuhr er d'rinnen, auf- und ablaufend, fort, ‚ich bin auch gar nicht abgeneigt gewesen, Ihrem lobenswerthen Vorhaben zu willfahren, allein wie die Sachen jetzt stehen, muß ich Ihnen gegenüber Alles für abgebrochen erklären.‘ Ich fiel buchstäblich aus den Wolken und vernahm nun auf meine staunende Frage, daß er, um meine Anstellung zu betreiben, bei dem Minister gewesen, von dem diese abhing, und dieser hatte ihm geradezu erklärt, ich sei zwar allerdings schon so gut als ernannt gewesen, aber gerade zur rechten Zeit habe man die Sache noch rückgängig gemacht, denn man habe erfahren, daß ich ein Mensch von verbrecherischen, staatsgefährlichen Grundsätzen sei. ‚Unter diesen Umständen,‘ schloß mein Ex-Schwiegervater in spe, ‚kann vom Heirathen nicht die Rede sein. Darum muß ich mir auch Ihre werthen Besuche verbitten, durch die meine Tochter nur in's Gerede, und ich selbst in ein schiefes Licht kommen könnte. Mit dem Decrete in der Hand werden Sie mir willkommen sein, aber außerdem . . .‘ Damit öffnete er eine Hinterthüre des Zimmers, die sogleich auf die Treppe führte, machte eine kurze Verbeugung, und ich stürzte, ohne Corona noch sehen zu können, fort. Am andern Tage eilte ich, sobald es nur möglich war, zum Mi-

nister. Ich ward vorgelassen. Der Minister war ein hoher Greis mit einem jener versteinerten Gesichter, über deren wahren Ausdruck der Beschauer nie klar sein wird, weil sie eben das Verbergen ihres innern Ausdrucks zur Lebensaufgabe machten. Er hörte mich ruhig an und erwiderte mir dann eben so ruhig, es sei allerdings, wie ich sage, und die Beweise meiner verderblichen Gesinnungen seien in seinen Händen. Damit deutete er auf ein auf verschiedenen Acten liegendes Buch, das ich maschinenmäßig öffnete, es waren — meine Gedichte. In diesem Augenblicke war die Befangenheit, die Aufregung, die auf mir gelastet hatte, von mir genommen, ich fühlte meine Brust frei und konnte mit voller Gelassenheit antworten, daß in diesem Buche nichts Verderbliches enthalten sei. ‚Um so schlimmer,' antwortete der Minister, ‚wenn Sie das nicht einmal finden wollen! Schon die bloßen Ueberschriften zeigen es,' fuhr er, in dem Buche obenhin blätternd, fort. ‚An die Völker! Der letzte König! Die verlor'ne Kirche! — Was für Stoffe! Voll revolutionairer, subversiver Tendenzen! Sie greifen Staat und Kirche und ihr ewiges Bündniß an — wie kann Ihnen ein Staatsamt übertragen werden?' —

‚Und die Freiheit der Kunst? Und der Schutz, den sie vom Staate zu fordern das Recht hat?' So fragte ich und richtete mich so hoch auf, als ich konnte.

Ueber das Gesicht des Ministers flog etwas, was vielleicht vor Jahrzehnten ein Lächeln gewesen war. ... ‚Freiheit der Kunst und Schutz?' sagte er dann. ‚Das sind unverträgliche Dinge, mein Herr. Wer Schutz will, muß dem Schützer zu Gefallen leben — und frei? Was Sie Kunst nennen und als eine ernsthafte Sache betrachten, ist von einem andern Standpunkte aus nicht mehr als ein Spiel, ein bloßer Zierrath. Wer Zierrath braucht, bestellt ihn eben nach Bedürfniß und Ansicht — wer aber solche Dinge in Vorrath arbeitet und nach eigenem Maße, der mag eben zusehen, wie er

Käufer findet.‘ Eine Verbeugung, und er war in’s Nebenzimmer getreten . . .

So lag denn das Gebäude all’ meiner friedlichen Hoffnungen in Schutt, aber ich stand thränenlos neben dem Getrümmer, denn in mir rief es laut, daß ich recht gethan, meine Ueberzeugung kund zu thun. Ich versuchte noch einmal, zu Corona zu gelangen; da es mir nicht glückte, weil sie von ihrem Vater aus der Stadt gebracht worden war, reiste ich still und eilig ab und wendete meinen Wanderstab nach Hamburg. Dort war es mir nicht schwer, ein mäßiges Unterkommen zu finden, aber es kostete mich ein hartes Opfer. Ich mußte meine Feder verkaufen, meine Zeit mit schalen Uebersetzungen vergeuden, meinen Kopf in zerstreuten Arbeiten zersplittern: alles nur, um zu leben und in den wenigen Mußestunden, die dem Erschöpften blieben, meinem Genius dienen zu können. Ich dichtete nun unter meinem Namen; mein Ruhm wuchs, aber er verschließt mir die Heimkehr in’s Vaterland für immer. Meine Bücher sind als verbrecherisch verboten, und die letzte Stunde meiner Freiheit hätte wohl geschlagen, wenn mich die Gewalt zu erreichen vermöchte. Heute aber hab’ ich’s gewagt! — Die Sehnsucht, in dieser Stunde in Eurem Kreise nicht zu fehlen, trieb mich her, und ich vertraute der Zeit, daß sie mein Bild verwischt und mich unkenntlich gemacht haben wird. Ich that sogar noch mehr, ich war in der Stadt, in Corona’s Nähe, — um auch von der letzten Illusion geheilt zu werden . . . Ich traf sie als die beleibte Frau eines nicht minder umfangreichen Beamten, eines Gesinnungstüchtigen vom reinsten Wasser, und sah, daß sie sich vollkommen zu trösten gewußt hat. Ich aber danke dem Himmel, daß ich diesen Lebensweg geführt ward, denn je mehr ich außen verlor, gewann ich nach innen, und mein letzter Athemzug wird den bleichen, schwermüthigen Engel segnen, den ich zum ernsten Geleite erhielt, — Dich, heilige, ewige, freie Poesie!“

„Nun kommt wohl die Reihe des Erzählens an mich“, hub Max nach einer kurzen Pause an, den prächtigen Siegelring am Finger wie mechanisch herumdrehend. „Ich muß aber leider, Euch drei standhaften Jüngern der Kunst gegenüber, mit einem Sündenbekenntniß auftreten und muß eingestehen, daß ich unserer Göttin und unserem Schwure bedeutend untreu geworden bin. Zwar führte ich unsern damaligen Vorsatz sehr bald aus und reiste eines schönen Morgens der ‚schönen dunkeläugigen Liebhaberin‘, wie Ihr sie genannt habt, nach, um an ihrer Hand den wandernden Thespiskarren zu besteigen. Ich hatte als Theater-Enthusiast Zutritt hinter den Coulissen bekommen und säumte nicht, Fräulein Bertha Odenwald — so hieß oder nannte sich die Tragikerin — mit Erklärungen oder Geschenken zu bestürmen, zu denen ich alle meine disponiblen Fonds ausschließend verwendete. Die Wirkung blieb auch nicht aus; eines Abends, nachdem sie eben die Bibiane in Cuno's unsterblichem Drama ‚die Räuber auf Maria Kulm‘ gespielt hatte und noch im Costüme vor mir stand, entdeckte sie mir ihre Gegenliebe, und ich drückte den ersten Kuß auf ihre geschminkte Wange. Die Edle beschwor mich, die Ketten, die mich an die gemeine Alltäglichkeit fesselten, zu zerreißen und ganz der Kunst und Liebe zu leben. Ich machte zu Gelde, was ich besaß, und ehe man mich im Städtchen und im Comptoir vermißte, lag ich im nächsten Flecken jenseits der Grenze, wo die Truppe jetzt spielte, schon in Bertha's Armen. Ich war beinahe drei Tage sehr glücklich. Ich wurde vom Flecke weg engagirt, erhielt sogleich eine Proberolle, die ich aus Leibeskräften studirte, und hatte nicht mehr nöthig, im Comptoir Brüche zu addiren oder hinter dem Ladentische Schnupftabak und Wichse zu verkaufen. Bertha half mir bei meiner Rolle, aber der erste Liebhaber der Truppe, der zugleich Regisseur war und vielleicht von mir überflügelt zu werden fürchtete, flocht schon auf der Probe

die ersten Dornen in meine Freudenkrone und machte mich so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sagte und that. Die Vorstellung entsprach darum den Vorbereitungen keineswegs; ich machte Fiasco in bester Form — und als ich vernichtet und zerstört zu Bertha eilte, um bei ihr Trost zu holen, fand ich sie in zärtlichster Verschlingung mit meinem Rivalen, der mich also auch hier gestürzt hatte. Ich kündigte hierauf dem Director das Engagement stillschweigend und versuchte mein Glück anderwärts. Es wollte aber nirgends mit dem Beifalle gehen, wie ich es gewünscht hatte: . . . ich arbeitete mich in meinen Rollen ab, daß es ein Graus war, denn die Kunstflamme hielt noch ziemlich lange in meinem Gemüthe nach, aber was half's? Das Publikum war wie nasses Stroh und nahm sich sogar hier und da die Freiheit, mich auszulachen. So war ich nach vielen Kreuz- und Querfahrten, nachdem wir manche Scheune durch unser Talent verherrlicht und manches Dorf mit den Werken der ersten tragischen Dichter bekannt gemacht hatten, in ein kleines Landstädtchen an der polnischen Grenze gekommen. Da ging es nun vollends nicht mehr, und als ich eines Morgens mit der Nachricht geweckt wurde, daß der Director entflohen sei, ohne uns die lange rückständige Gage hinterlassen zu haben, da beschloß ich, Melpomenen den Abschiedskuß zu geben und wieder hinter den Ladentisch zu treten. Ich ging auf's Gerathewohl in den nächsten Kaufmannsladen, erzählte dem Principal offenherzig meine Irrzüge, und der Himmel wollte, daß ihm gerade meine Offenherzigkeit gefiel, und daß eben eine Stelle im Comptoir frei war. Ich blieb, wurde wohl gelitten und gefiel mir bald vortrefflich im Hause, denn es dauerte nicht vier Wochen, so war ich in die Tochter des Prinzipals sterblich verliebt. Auch sie fand Gefallen an mir, denn mein Theaterleben hatte mir doch ein gewisses Air gegeben, das mich vor anderen Commis in ihren Augen vortheilhaft

unterschied. Aber wie den Schatz erringen, der — das war ausgemacht — nur einem reichen Manne zu Theil werden sollte? Ich zerbrach mir den Kopf auf alle Weise, suchte alle meine verrosteten Kenntnisse wieder hervor, um etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, und es gelang mir. Ein Zufall brachte mich auf die Idee, und ich erfand — eine verbesserte Art der Streichzündhölzchen! Ihr lacht? Immerhin — mein Alter lachte nicht, als ich ihm die Entdeckung mittheilte. Ich war acht Tage darauf sein Schwiegersohn und Compagnon, bin nun ein reicher, glücklicher Mann, dessen Fabriken Tausende beschäftigen und nähren, und dem die dankbare Bürgerschaft schon bei Lebzeiten gern ein Denkmal setzen möchte für seine ‚unsterbliche Erfindung'. Das Alles verdanke ich den unscheinbaren Hölzern, die ich darum im Siegel und auf dem Kutschenschlage führe ... und wenn ich meiner Jugend Thorheit nicht grolle, ist es nur, weil sie mir Erfahrung gab uud mich dahin führte, wo ich bin!"

Lautes herzliches Lachen der Freunde begleitete den Schluß der Rede. „Also doch ein Abtrünniger unter uns," rief Wilhelm, „und sonderbar, gerade d e r ist der Einzige, dem das Leben freundlich ward und ihm seine Blumen zu pflücken gestattet! Wollen wir darum unsere schattenlose Bahn schmähen? Nein, meine Freunde! Keinem von uns Dreien hat die Gegenwart das redliche Kunststreben gelohnt: ob es die Nachwelt durch Unsterblichkeit gut machen wird, wer weiß es? Wenn es aber nicht geschieht, haben wir dann umsonst gearbeitet? Nein, wir sind doch reicher geworden, freilich um eine Erkenntniß nur, aber sie wiegt alle Schätze des Erdballs auf! Was ist Anerkennung? Was ist Unsterblichkeit? Zufall oder Chimäre? Seht hin auf die Tempelbauten, die in Indiens Felsenbergen trauern! Den Meistern, die sie schufen, hat einst auch der Traum der Unsterblichkeit durch's Gehirn geglüht — und jetzt, wer

nennt sie noch? Ein Ruck der Erde in ihrer Achse, und sie begräbt die Vergangenheit von Jahrtausenden noch einmal im Grunde neuer Meere! Lassen wir darum die Anerkennung, die wohl nicht immer dem Besten wird: lassen wir die Unsterblichkeit von einigen Atomen mehr oder minder im Zeitstrome der Ewigkeit, — daß die Opferflamme in unserem Busen brannte, daß sie uns erhellte und läuterte, ist das nicht genug? Es ist — ja, ewige Göttin Kunst, es ist — auch ohne Deine Kränze bist Du schön, auch ohne Deine Triumphe sind wir die Deinen!"

Wilhelm, Bruno und Reinhold flogen von den Sitzen und stießen mit den Gläsern an. „Nun," rief Max hinzutretend, „wollt Ihr Euren bürgerlich prosaischen Freund nicht mittrinken lassen? Ihr seid sonderbare Menschen, aber zu helfen ist Euch nicht — denn Euer Traum macht Euch glücklich!"

Alle Vier umarmten sich, und ihre Herzen schlugen warm an einander wie vor zwanzig Jahren.

„Und nun zur Ruhe," rief Wilhelm, sich losreißend. „Ein paar Stündchen Schlaf thun uns Allen noth, und ich muß vor Tage auf dem Wege sein. Laßt uns gleich jetzt Abschied nehmen, aber einfach und ruhig, als wenn wir uns morgen wiedersähen, obwohl wir wissen, daß es nie mehr geschieht! — Lebt wohl, Jugendgenossen, Freunde, lebt wohl!" Ein Kuß, ein Schütteln der Hände noch, und alle trennten sich schweigend und folgten dem herbeigerufenen Wirthe in die Zimmer.

Am andern Morgen schwanden die Gestalten Bruno's, Reinhold's und Wilhelm's nach verschiedenen Richtungen lautlos in die graue Morgendämmerung, am hellen Tage erst rollte die Equipage mit ihrem stattlichen Besitzer davon.

Nachdem ihn der Wirth fortbecomplimentirt hatte, eilte er blitzschnell in das von demselben bewohnte Zimmer, um aus dem Fremdenbuche die Namen zu ersehen.

Bald kam er aber blaß, lamentirend, das Buch in der Hand, ebenso eilig die Treppe wieder herab. „Schöne Bescheerung,“ schrie er der erschreckt im Morgenanzuge daherfliegenden Wirthin zu: „Nun werde ich das Bad auszutrinken haben! Das wird man mir als eine Verspottung der hohen Obrigkeit auslegen! So ’was in das Fremdenbuch zu schreiben!“

„Aber was steht denn so Gefährliches darin?“ fragte neugierig die Wirthin.

„Da lies selbst,“ lamentirte der Wirth weiter.

Die Wirthin sah in’s Buch: in den Rubriken, in welchen Name, Stand und Zweck der Reise der Würdigung der Polizei zu unterstellen war, stand mit großen, gedehnten Zügen nichts als die Worte: „Die Unsterblichen!“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Schmid, Hermann <<von>>,

Alte und neue Geschichten aus Bayern Von Herman Schmid

Bd.: 5

Leipzig 1869